

# Berliner Volks-Tribüne.

## Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 893 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1890.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteurs:  
„Volksblatt“ Beuth-Strasse 3.

Nr. 20.

Sonnabend, den 17. Mai 1890.

IV. Jahrgang.

Die zwei Richtungen des Sozialismus. — Der 1. Mai in Oesterreich. — Preßstimmen über den Maitag in Frankreich. — Bimetallismus und Arbeitslöhne II. — Die Sonntagsruhe der Kaufleute.

Novelle von K. Paul. — Die Fleischgroßproduktion in Amerika. — Die Zigarrenindustrie in Baden. — Strindberg und die Frauenbewegung.

Unsere auswärtigen Abonnenten dringen darauf, daß die „Berliner Volks-Tribüne“ bereits Donnerstag Abend redaktionell abgeschlossen werde, damit Freitag Morgens die Ablieferung zur Post beginnen könne.

Wir bitten darum alle Vereine und Einsender, uns möglichst bis Donnerstag Mittag alle Annoncen, Vereinsanzeigen u. zugehen lassen zu wollen.

Redaktion der „Berliner Volks-Tribüne.“

### Die beiden Richtungen des Sozialismus.

Seinerzeit hatte das Exekutivkomitee des internationalen sozialistischen Kongresses von Paris an die Berliner Arbeiterschungskonferenz ein Schreiben geschickt, in welchem sie dieser Versammlung die Annahme der wichtigsten Arbeiterschutzbestimmungen, darunter die Einführung des Normalarbeitstages, nochmals an's Herz legte.

Wie fruchtlos der Versuch war, wissen wir heute längst, und es wäre kaum ein Anlaß vorhanden, jetzt noch auf die Sache zurückzukommen, wenn sie nicht ein Nachspiel gefunden hätte. Uns ging kürzlich zur Veröffentlichung eine Resolution zu, welche der sozialistische „Verein zur Erzielung volkstümlicher Wahlen“ in Liegnitz am 21. April gegenüber jenem Schriftstück des Exekutivkomitees einstimmig gefaßt hat.

Sie lautet:

In Erwägung, daß durch Gesetze, welche den Schutz des arbeitenden Volkes vor übermäßiger Ausbeutung und vor den Gefahren der industriellen Arbeit bezwecken, das gegenwärtig bestehende System der anarchischen kapitalistischen Produktion und der Ausnutzung des arbeitenden Volkes seitens der bevorrechteten Klassen nicht beseitigt wird,

In weiterer Erwägung, daß der Schutz der Arbeiter im eigenen Interesse der bevorrechteten Klassen und der Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte, wie ihrer ganzen „Ordnung“ liegt,

In weiterer Erwägung, daß auf Grund der Wissenschaft und der Erfahrungen der Politik und Geschichte von vornherein nicht erwartet werden dürfte, daß die wesentlich aus Vertretern und Anhängern der gegenwärtig herrschenden und privilegierten Gesellschaft zusammengesetzte Arbeiterschungskonferenz zu Berlin vom Jahre 1889 mehr leisten werde, als was im Interesse der Aufrechterhaltung des bestehenden Systems notwendig und zulässig erscheint,

In Erwägung schließlich, daß alle jetzt mit größerem Eifer als je betriebenen Maßregeln zu Gunsten des arbeitenden Volkes, worunter wir auch selbstverständlich Arbeiterschutzes-Gesetze rechnen, lediglich eine Folge und ein Erfolg der zielbewußten sozialdemokratischen Bewegung und also in erster Linie der sozialdemokratischen Partei zu danken sind,

halten wir die in der Denkschrift, welche das Exekutivkomitee des internationalen sozialistischen Arbeiterkongresses in Paris vom Jahre 1889 an die internationale Arbeiterschungskonferenz zu Berlin vom Jahre 1890 gerichtet hat, enthaltenen überschüssigen Ausführungen, wie z. B., daß die „dauernden Interessen der Industrie“ in der Frage des Arbeiterschutzes „Hand in Hand gehen mit den ewigen Forderungen der Humanität“, daß den Ergebnissen jener Konferenz „Millionen Herzen armer Brüder und Schwestern in froher Hoffnung entgegen schlagen“ und daß „der Tag“ der Konferenz „für immer mit unauflöschlichen Jagen in das Buch der Geschichte eingeschrieben bleiben werde“, zum mindesten für ungewisamäßig und nicht recht passend und rathen im Interesse der Einheit und Einmütigkeit der zielbewußten sozialdemokratischen Partei allen Genossen und insbesondere auch dem genannten Exekutivkomitee, bei öffentlichen Parteiverhandlungen künftig stets eine der jetzigen Sachlage hinreichend entsprechende Ausdrucksweise zu wählen.

Indessen auch wenn man von jenen Ausdrücken, die der Vereinsbeschluss rügt, absehen wollte, bieten die Ausführungen des Exekutivkomitees manchen Angriffspunkt.

„Der Normalarbeitstag, heißt es in dem Schreiben, ist der denkbar beste Regulator der modernen Produktion und ist darum von dieser im ureigensten

Interesse zu begünstigen als wirksames Mittel, der Ueberproduktion zu wehren, und damit den chronischen Krisen mit ihrem ganzen schlimmen Gefolge vorzubeugen.“

Ja wenn das möglich wäre, wenn wirklich durch eine verhältnismäßig so leicht zu treffende Einrichtung, wie die gesetzliche Beschränkung der täglichen Arbeitszeit, Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit aus der Welt zu schaffen wäre, warum thun sich unsere Arbeitermassen nicht lieber nach Art der „vernünftigen“ Engländer zu solchen Gewerkschaften zusammen, deren ganzer Stolz darin besteht, immer „praktisch“ zu sein, d. h. nur solche Forderungen zu erheben, die sich auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung erfüllen lassen? Warum in aller Welt folgen diese Schaaeren dennoch dem Banner des Sozialismus, welches sie einer nebelvollen Zukunft entgegenführt, warum halten sie an dem Glauben, daß hinter diesem Nebel sich das sonnige Paradies der Völker aufthun werde, mit solcher Treue fest, warum dußten sie für diesen Glauben alle Verfolgungen der herrschenden Klassen, anstatt ihn leichtem Herzens abzuschwören und gleichfalls „praktisch“ zu werden? Wissen sie doch, daß die Arbeiterziele, welche sich innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung verwirklichen lassen, von einem beträchtlichen Theile der Bourgeoisie als wenigstens halbwegs vernünftig anerkannt werden. Die Zahl und die Macht ihrer Feinde müßte sich, wie die Bourgeoisie jählich genug verheißt, durch einen solchen Verzicht bedeutend vermindern.

Träte es zu, daß der Normalarbeitstag die Ueberproduktion aus der Welt schaffe, so wäre in der That das opfermüthige Festhalten der deutschen Arbeiter an dem radikalen sozialistischen Programm eine leicht zu kurierende Krankheit. Die Regierung brauchte nur ernsthaft zu wollen, und vor dem Normalarbeitstage würde das Glend des Volkes wie Schnee in der Sonne zerschmelzen. Dem Proletariat, welches die grausame Noth des Daseins zu revolutionärem Denken zwang, könnte eine behaglich kleinbürgerliche Existenz und damit eine zufriedene, staats-erhaltende Stimmung, wie sie dieser Existenz entspricht, bereitet werden. Die soziale Frage wäre mit einem Mal gelöst.

Denn was hindert die heutige Gesellschaft, mit ihrem millionengliedrigen Maschinensystem soviel des Reichthums zu produziren, als es die mächtige Entwicklung der Technik gestattet? Doch nichts anderes als die dauernde Gefahr der Ueberproduktion. Wäre diese nicht vorhanden, so könnte der Unternehmer so viele Produkte herstellen, als er nur vermag; beim Verkaufe würde sich der Preis nach dem Werth der Waaren richten, und da in diesem Werthe gleichzeitig der aus den Arbeitern herausgepreßte Mehrwerth enthalten ist, müßte der Verkauf für den Fabrikanten stets gewinnbringend sein. Ein Kapitalismus ohne Bankrott, ein Himmel ohne Hölle! Und zu dieser Wunderwirkung hätte man nur einige Gesetze und internationale Verträge nötig.

Wenn die Produktion immer Gewinn bringt, so würde ferner die Nachfrage nach den eigentlichen Produzenten, nach den Arbeitern, keine Grenze kennen. Die menschliche Arbeitskraft wäre die begehrteste Waare. Die industrielle Reservearmee würde mit Bier von der Industrie aufgejogen und nicht wieder losgelassen werden. Und da das eiserne Lohngesetz in der gegenwärtigen Gesellschaft nur durch das Vorhandensein dieser Reservearmee, die um jeden Preis sich zur Arbeit herandrängt, aufrechterhalten wird, könnten die gut organisirten Arbeiter, nach Beseitigung der Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit, ihre Löhne ohne Mühe mächtig in die Höhe schrauben. Das Angebot der Waare Menschenkraft, über welche sie verfügen, wäre im Verhältniß zur Nachfrage dann stets zu klein, und müßte darum nach dem obersten Gesetz der Konkurrenz ihren Ansprüchen den gehörigen Nachdruck verleihen. Da ferner die Gesellschaft mit voller Maschinenkraft produziren würde, weil die Unverkäuflichkeit der Waare ausgeschlossen, beliefe sich der Gesamttertrag der nationalen Arbeit, wie schon hervorgehoben, um vieles höher als gegenwärtig. Es wären also auch die Reichthümer vorhanden, aus denen die Fabrikanten die Forderungen der Arbeiter befriedigen

könnten, ohne daß ihr eigener Gewinnsatz deshalb zu leiden hätte.

Wozu also der Häm? Wozu die Feindschaft gegen den Kapitalismus? So kann man mit Recht fragen, wenn im Rahmen dieses Wirtschaftssystems die Ueberproduktion und damit das Massenelend sich so leicht heben ließe. Freilich werden auch dann die Arbeiter keine Kapitalisten sein, aber sie hätten es immerhin gut genug, um sich mit ihrem sicheren Besitz über alle weitaussehenden Gesellschaftszukunftspläne hinwegzutrosteln.

Der einzige wirksame Streich, der überhaupt gegen den Sozialismus geführt werden kann, ist der, die Arbeiter wieder zufrieden zu machen, und mit der Beseitigung der Ueberproduktion wäre er geführt.

Aber es ist eben Utopie, dies für möglich zu halten. Der Normalarbeitstag, nach dem die Arbeiter aus anderen Gründen mit vollem Recht verlangen, könnte nimmermehr einen solchen Erfolg haben. Denn, ob die Arbeitszeit gesetzlich normirt oder frei vereinbart ist, der einzelne Unternehmer, der die Nachfrage nicht übersehen kann und nur einen immer größeren Theil seines Gewinnes produktiv anzulegen, sich abmüht, ist gänzlich außer Stande, das Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, die Ueberproduktion, zu beseitigen. Erst die gesellschaftliche Regelung der Arbeit, wie sie der Sozialismus anstrebt, vermag das. Und darum wird auch das Proletariat erst nach Ueberwindung der kapitalistischen Wirtschaft aufgehoben werden können; keine Nothwendigkeit verhindert die Arbeiter, ihre „revolutionären“ Ziele zu Gunsten der praktischen zu opfern. Sie müssen der Zukunft entgegenmarschiren, wie viel Gefahren auch den Weg umdräuen.

Andererseits müssen sie aber mit derselben Nothwendigkeit auch das praktisch Nächstliegende erstreben. Denn wenn gleich alle Schutzmaßregeln, die sie fordern, den eigentlichen Grund des Elends, der in der privatkapitalistischen Produktion selbst liegt, nicht beseitigen werden, so vermögen sie doch der gegenwärtigen Arbeitergeneration mannigfach zu nützen. Der Sozialismus ist der Vertreter der Arbeiterinteressen, sowohl der augenblicklichen als der zukünftigen. In seiner ersten Eigenschaft vertritt er die entschiedenste Sozialreform, soweit sie innerhalb der jetzigen Wirtschaft ausgeführt werden kann, in seiner zweiten bekämpft er diese Wirtschaftsordnung selbst. Das ist kein Widerspruch, wie unsere Feinde mit thörichter Schadenfreude verkünden, sondern eine Ergänzung. Die Logik der Thatfachen zwingt jeder zielbewußten Arbeiterpartei diese doppelte Politik auf. Je nach der individuellen Entwicklung werden die verschiedenen Genossen bald die eine, bald die andere Seite der Sache mehr hervorkehren. Das schadet nichts, nur sollte man sich im Interesse der Einheit vor Einseitigkeit hüten wie dräuen in Acht nehmen.

Die Vertreter der Augenblicksreform sollten nicht so reden, als könne ihr Werk das ganze Streben der Arbeiterschenschaft befriedigen, die Agitatoren der Zukunft sollten die langsame vorwärtstastende Kleinarbeit jener nicht verachten. Sie schaffen mit und für einander. Die politische Organisation des Proletariats braucht beide, wie die rechte und die linke Hand.

### Der 1. Mai in Oesterreich.

Erst jetzt liegen uns die ausführlichen Berichte der hauptsächlichsten österreichischen Arbeiterwochenblätter vor und sie alle wissen das vollständige Gelingen ihres Programms: „Arbeitsruhe“ nicht genug zu preisen.

Das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie, die Wiener „Arbeiterzeitung“ schreibt:

Vielleicht nirgends ist die Manifestation großartiger und einheitlicher ausgefallen als in unserem Lande. Hier und besonders in Wien war die gänzliche Einstellung der Arbeit nahezu eine allgemeine. Nach den zahlreichen Berichten, die uns vorliegen, wurde selbst in dem unbedeutendsten, verstecktesten Orte, wo sich nur eine Fabrik befand, gefeiert. . . . Und nirgends eine Störung! . . . Nirgends in Oesterreich auch nur der geringfügigste Konflikt mit den Wachen oder den Soldaten.

Geradezu überwältigend großartig war die Manifestation in Wien. Von den 60 Versammlungen, die Vormittags statt-

landen, waren zum Theil viele von 3000 und 4000 Personen besetzt. In allen herrschte die größte Ruhe und Ordnung. Die Regierungsvertreter fanden nirgends den geringsten Anlass zu einer Auflösung, ja selbst nur einer Unterbrechung der Redner.

Ein herrliches, jedem unvergeßliches Schauspiel war aber der Zug der weit über hunderttausend Wiener Arbeiter in den Prater. Nirgends auch nur die geringste Stauung; nirgends ein Gedränge, wie es sich sonst in Wien so leicht entwickelt. Selbst auf dem schwierigsten Punkte, dem Praterstern, kam es zu keiner Stokung. Die Ordner entwickelten eine staunenswerthe Umsicht und alles fügte sich ihren Weisungen und Andeutungen. Die Polizeiwachmannschaft war vollständig überflüssig. An keinem einzigen Orte hatte sie Grund, irgendwie einzuschreiten und — Ehre, dem Ehre gebührt — sie war diesmal so vernünftig, uns für die Aufrechterhaltung der Ordnung allein sorgen zu lassen. Mit imponirender Ruhe und in musterhafter Ordnung zogen die Arbeiter in die ihnen bestimmten Lokale, in ebensolcher Ruhe und ernster Würde verließen sie nach Absingung des „Liedes der Arbeit“ dieselben wieder.

Es war einmal ein wahres, ein wirkliches Volksfest! In allen Kreisen herrscht nur eine Stimme der Anerkennung über die Organisation der Manifestation und die eiserne Disziplin, welche die Arbeiter dabei bewiesen. Was sich bei allen wirklich großen Volksbewegungen gezeigt, bewies sich auch hier: die auffallende Verminderung der alltäglichen Symptome einer Großstadt. Der Polizeibericht meldet, daß am vergangenen Donnerstag bedeutend weniger Arrestirungen vorgenommen werden mußten als sonst an jedem anderen Tage. Im Zusammenhang mit der Demonstration wurde überhaupt keine Arrestirung vorgenommen. In den Vierteln, wo Betrunkene zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, war diesmal kein einziger zu erblicken. Der elendeste Proletarier, den seine Noth zum Branntwein zwingt, weil er zu wenig für trockenes Brot verdient, war eben von der Macht der Kundgebung so sehr ergriffen, daß er auch nicht einen Augenblick die hohe Bedeutung des Tages vergaß. Und der Abhub der Großstadt hielt sich wohlweislich fern. Er wußte, daß hier nichts zu holen sei.

Wie die Dinge immer kommen mögen, sicher ist das Eine: Die Arbeiter Wiens und ganz Oesterreichs dürfen stolz sein auf ihren großartigen Erfolg; er ist das Resultat redlicher aufopfernder Arbeit. Seit dem 1. Mai sind sie zu einer Macht geworden, mit der die Herrschenden in Zukunft zu rechnen haben. Eine neue Epoche ungeahnter Aufschwüngen der österreichischen Arbeiterbewegung liegt vor uns. Der Gedanke an den erhabenen ersten Mai des Jahres 1890 soll uns daher neue Kräfte, neuen Muth verleihen, unserer Mission gerecht zu werden: der Befreiung des Proletariats aus einem unwürdigen Zustande.

In der Brünner „Arbeiterstimme“ lesen wir:

Die Kassandra-Rufe der Bourgeoisepresse, daß es an diesem Tage zu schweren Konflikten kommen würde, haben sich nicht bewahrheitet. . . . Was den Gedanken anbelangt, den 1. Mai zu einem Feiertage der Arbeiter aller Länder zu machen, so kann heute getrost gesagt werden, daß er sich in keinem Lande so weit realisiert hat, wie bei uns in Oesterreich. In Wien, Brünn, Prag, Reichenberg sammt Bezirk, M.-Schönberg, Jägerndorf, Velsky-Biala und auch in vielen anderen Industriezentren dürfte am 1. Mai nicht viel gearbeitet worden sein.

In Brünn war Sonntag. Das Fest im Schreibwalde dürfte von mindestens 30 000 Menschen besucht gewesen sein.

An dem Praterzuge in Wien sollen ungefähr 100 000 Arbeiter theilgenommen haben. An der Kundgebung in Budapest sollen sich 60 000 Personen betheiligt haben. Das sind riesige Ziffern. Dergleichen wurde der 1. Mai noch gefeiert in Jwittau, M.-Träben, M.-Neustadt, M.-Schönberg, Sternberg, Jägerndorf, Velsky-Biala, Reichenberg sammt Umgebung, Prag, Gähbogen, Steinschönau, Graz. Kurz, es ist unmöglich, die Städte und Orte alle aufzuzählen, wo die Arbeiter durch das Feiern bezeugt haben, daß sie eine gesellschaftliche Verfassung der Arbeitszeit erstreben. Neben der Kundgebung in Budapest fanden in Ungarn noch in nachstehenden Städten Kundgebungen statt: in Preshburg, Temesvár, Arad, Klausenburg, Neusatz, Gr.-Weskerk, Szegedin, Steinamanger, Agram, Erlau, S.-A.-Wibely, Rajchau, Oedenburg, Jänischtrich.

In kurzen Worten gesagt, in Oesterreich-Ungarn haben unzählbare Tausende von Arbeitern an dieser Manifestation theilgenommen.

Der Reichenberger „Freigeist“ bemerkt zu der Feier:

Mit Stolz kann die Arbeiterschaft Reichenberg's und seiner Umgebung auf den Verlauf des 1. Mai blicken, denn derselbe war ein Feiertag in des Wortes vollster Bedeutung. Alle Fabriksbetriebe im Reichenberger, Gablonzer und Lannwalder Bezirke ruhten, auch in Kragan und Grottau trug der Tag ein festliches Gewand, was schon am Vorabend wahrzunehmen war. Im Gegensatz zu anderen Tagen waren die Straßen und Plätze in den ersten Morgenstunden verödet. Erst gegen halb neun Uhr kamen einzelne Arbeitertrupps aus der Umgebung herangezogen, um der in der Turnhalle stattfindenden Versammlung, wo J. Schiller re-irerte, beizuwohnen. . . . Viele, welche keinen Platz finden konnten, sammelten sich in den angrenzenden Straßen und Plätzen in einer ungefähren Anzahl von 4000 Köpfen.

Doch herrschte eine musterhafte Ordnung. . . . Es herrschte zu jener Zeit, wie überhaupt den ganzen 1. Mai eine wahrhaft feierliche Ruhe, die nicht einmal durch das sonst übliche Wagengetöse gestört wurde. Auch wurde an diesem Tage nicht eine einzige Anzeige bei der Polizei erstattet, was in einem Zeitraum von 7 Jahren nicht vorgekommen sein soll.

Den Hauptgipfelpunkt des Tages bildete jedoch die im „Stadtwaldchen“ angelegte Unterhaltung mit. Gleich in den ersten Nachmittagsstunden wälzte sich ein unabsehbarer Menschenstrom die Kaiser Josefstraße entlang den Siebenhäusern zu, so daß um 3 Uhr in dem geräumigen Etablissement kein Platz mehr zu bekommen war. Immer wieder neue Menschenmassen kamen angeströmt, welche theilweise in anderen Gäßchen eintraten mußten. Die Zahl der Stadtwaldchenbesucher belief sich ungefähr auf 16 000 Personen, eine Zahl, die unsere Erwartungen weit überstieg. Auf alle Fälle aber hatte das Stadtwaldchen noch keinen solchen Menschenandrang zu verzeichnen. Der Jubel der Arbeiter war angesichts dieses Massenaufgebotes ein großartiger. . . .

Und was war es, das wir so einen durchschlagenden Erfolg erzielten? Ein großer Theil ist sicherlich der gegnerischen Presse zuzuschreiben; sie war wochenlang bemüht, durch ihre Schauer- nachrichten die Massen im Grunde gegen uns aufzuwühlen. Alles was auf den 1. Mai Bezug hatte, besser gesagt, die Arbeiterschaft entmuthigen sollte, wurde gebracht. Doch all diese Bemühungen schlugen in's Gegenteil um, die Stimmung für die Feier wuchs immer mehr, Fabrikanten, die sich anfänglich widersetzen, mußten dem allgemeinen Druck nachgeben. Die letzten Positionen wurden jedoch erst den 1. Mai zu Mittag genommen, dann ruhte alles.

## Stimmen aus der französischen Presse über die Arbeitermanifestation vom 1. Mai.

In Frankreich wie in allen Ländern hatte die „guterinnete“ Bourgeoisepresse die Manifestation mit einem widerlichen Konzert habenberzigter Heulmeierei und brama- bafirenden Gepolters begrüßt.

Als der gefürchtete Tag vorüber war, und man konstatiren konnte, daß — wie die Arbeiter im voraus versichert — alles in Ruhe verlaufen, daß keinem Ausbeuter ein Haar gekrümmt, daß „der sozialistische Zukunftsstaat auch nicht für fünf Minuten dekretirt worden“, schwoß dem Zeitungsgefinde der Ramm ganz gewaltig, und es gaderete von einem Fiasko der Manifestation. Nur ganz vereinzelte anständige radikale Blätter, so Clemenceau's „Justice“ erkannten das Gelingen der Manifestation und ihre Bedeutung unumwunden an.

Nach und nach geht aber auch verschiedenen, nicht von den in sozialen Fragen überaus unwissenden, feberglaten Durchschnittsjournalisten, sondern von wirklich fähigen Leuten redigirten Blättern ein Licht über die hohe Wichtigkeit des Arbeiterfeiertags auf. Es geht der Manifestation wie vielen thatsächlich epochemachenden Ereignissen, welche, anfangs nicht beachtet oder bespöttelt, erst post festum in ihrer geschichtlichen Bedeutung anerkannt werden.

Als ungemein charakteristisch für den Umchwung, der sich in Auffassung und Kritik des 1. Mai vollzieht, geben wir in folgendem Auszüge aus drei Artikeln, deren Verfasser nicht etwa die Ansichten der äußersten Linken vertreten, sondern ultra-gemäßigt republikanischen, bonapartistischen und opportunistischen Ueberzeugungen huldigen. Ihr Zeugniß ist aber in keiner Weise einer parteiischen Voreingenommenheit zu verdächtigen.

„Le Siècle“ (das Jahrhundert), Organ der ultra-gemäßigten Republikaner schreibt:

„Es wäre unklug leugnen zu wollen, daß sich eine neue und bedeutungsvolle Thatsache vollzogen hat. Am nämlichen Tage und fast zur nämlichen festgesetzten Stunde haben die Kollektivitäten der Arbeiter der alten Welt alle Regierungen beschäftigt, haben dieselben gezwungen (?), strenge und kostspielige polizeiliche Maßregeln zu ergreifen. Ueberall oder fast überall sind die industriellen Bevölkerungsklassen aufgerüttelt und bewegt worden, die revolutionären Elemente, welche sie in sich schließen, haben unter einander Fühlung genommen, und die Macht ihrer internationalen Koalition ist ihnen offenbart worden. Ehemals war der Sozialismus auf etliche große Städte beschränkt, seine Führer waren Ideologen, die wenig gefährlich, da ihre Zukunftspläne ebenso unbestimmt als hochberzig waren. Heute findet sich der Sozialismus überall, er besitzt tausende von Titadellen, denn die Großindustrie ist aus den Zentren auf das Land gegangen, um billige Bewegungskräfte und billige Handarbeit zu finden. Sein Heer hat sich der numerischen Stärke nach vervierfacht, es hat gleichzeitig, wenn nicht nach Seiten der politischen Macht, so doch nach Seiten der strategischen Wissenschaft gewonnen, weil ihm der Internationalismus erlaubt hat, die Ideen auszutauschen, auf gewisse Utopien zu verzichten und das allgemeine Gesetz der ökonomischen Wissenschaft zu entdecken, daß in betreff der Arbeit die Nationen solidarisch sind, daß sich bei der einen Fortschritte nur unter der Bedingung vollziehen, daß diese Fortschritte auch von der anderen realisiert werden. Der 1. Mai hat keine Erneuten gesehen, er wird nichts desto weniger ein geschichtliches Datum bleiben, das, was man einen „Tag“ nennt. Man kann sagen, daß dieser Tag für die europäischen Regierungen eine feierliche Warnung bleiben muß. Die Solidarität der Arbeiter aller Nationen ist im nämlichen Moment über alle Grenzen hinaus proklamirt worden. Das Proletariat bekräftigt, daß es eine große, über die ganze Erde zerstreute Armee, welche ihrer numerischen Stärke, der Gemeinsamkeit ihrer Interessen und der furchtbaren Umwälzungen, die sie hervorrufen kann, bewußt ist.“

„Le Pays“ (Das Land), eine bonapartistische Zeitung äußert sich wie folgt:

„Weit davon entfernt in der stattgehabten Manifestation eine Fehlgeburt zu erblicken, sehen wir in ihr das Morgentoth einer neuen Aera. Die moderne Gesellschaft ist nicht todt, aber die Stunde hat für sie geschlagen, wo sie ihr Gewissen prüfen muß: die ungeheure Masse der Enterbten verlangt ihren Antheil am Bankett des Lebens und glaubt, daß eine vierhundertjährige Ungerechtigkeit die einzige Ursache ihrer Leiden ist. Dies Gefühl ist nach und nach emporgewachsen und herrscht heutzutage von einem Ende zum andern der Welt. Es nützt nichts, dem gegenüber die Gewalt anzurufen; die Gewalt hilft nur immer für einen Moment. Derselbe Tag, wo die nicht mehr an ihr Recht glaubende Gesellschaft sich nur noch mit Bajonetten verteidigen wird, wird auch der Tag sein, an dem sich die moderne Gesellschaft tödtlich getroffen fällt. Der Todeskampf wird mehr oder weniger lang sein, von dieser verhängnißvollen Stunde ab hat er jedoch begonnen. — Ist es denn wahr, daß die moderne Gesellschaft zu Grunde gehen müsse? Ihre Spitzen schütteln heute fröhlich verneinend das Haupt und schwören, daß keine Gefahr mehr zu fürchten sei. Die Blinden und Tauben, die vorsätzlich, ganz ihren Bergnügungen hingegeben, weder sehen noch hören wollen! Wie? Eine Manifestation hat stattgefunden, wie die Geschichte der Menschheit keine ähnliche gekannt, aus allen Industriestädten der alten und neuen Welt strömen Telegramme des nämlichen Inhalts herbei, welche erzählen, daß ein und dasselbe Gefühl Millionen von Proletariern vereint hat. Und man glaubt, daß diese ungeheure Kraft, welche sich zum ersten Male behätigt, die sich noch gestern nicht kannte, die aber heute ihrer bewußt geworden ist, von nun an weiter in träger Ruhe verharren werde? . . . Das ist ein chimärischer Traum, welcher wohl die Indolenz der Satten einwiegen kann, der ihnen aber ein schreckliches Erwachen vorbehalten. Die Wahrheit ist, daß die bisher unklaren, verwirren, zerstreuten, zusammenhangslosen Massen der modernen Lohnarbeiter sich organisiert und

gruppiert haben. Von einem Land zum andern reichen sie sich die Hand. Das Kapital ist international geworden, das proletarische Heer ist gleichfalls international. Das Geld kennt keine Grenzen mehr; allein vor der Allmacht des Geldes erhebt sich eine andere Macht: diejenige der Arbeiter der ganzen Welt, welche zu hunderttausenden in Reich und Gied gestellt auf das nämliche Lösungswort antworten, dem nämlichen Signal gehorchen und eine neue Macht bilden, die im Stande ist, alles zu zerstören, wenn die Wünsche und Interessen der Massen verkannt werden. Die soziale Frage hat einen Charakter unleugbarer Größe angenommen. Sie stellt sich vor die Zivilisation wie das Räthsel, daß diese bei Todesstrafe um jeden Preis lösen muß.“

Im „Matin“ (Morgen), der keiner politischen Richtung angehört, sondern dessen Hauptredakteure verschiedene politische Meinungen vertreten, bemerkt Aréne, ein Opportunist vom reinsten Wasser, zur Manifestation:

„Ich sage rund heraus, daß ich in bestimmten Umständen sehr wohl eine Intervention der Regierung zwischen Arbeitgeber und Lohnarbeiter annehme. Man wird mir nie glauben machen, daß ein Arbeiter in neun Stunden nicht sein Maximum an Produktion leistet, und daß das Kapital in letzter Instanz nicht dadurch verliert, daß es die von ihm angewendeten Kräfte überanstrengt und sich überarbeiten läßt. Bei alledem spreche ich nicht von der Frage der sozialen Gerechtigkeit, sondern vom einfachen Standpunkte des gut verstandenen Interesses. Ich finde es als durchaus berechtigt, daß sich die Arbeiter organisiren, um eine Beschränkung der Arbeitsstunden zu erhalten, und daß sie die betreffende Forderung zum ersten Artikel ihres gemeinsamen Programms machen. Und wie sollten sie nicht darnach streben, sich zu organisiren und zu verbänden! Angesichts der Entwicklung der Großindustrie ist ja aller und jeder individueller Widerstand vergeblich, das Gesetz des Angebots und der Nachfrage ein Wig, und die Freiheit des Einzelnen ein Trug. Das Kapital ist kollektivistisch und international geworden, von Tag zu Tag wird es drohender die kollektiven und internationalen Kräfte der Arbeit vor sich sehen. Dies liegt in der Logik der ökonomischen Strömung, welche die Gesellschaft mit fortzieht. Die leitenden Klassen Frankreichs haben mit dem politischen Unverständnis, das sie auszeichnet, 1872 einen meisterhaften Streich zu führen gedacht, indem sie auf gesetzlichem Wege die Internationale unterdrückten, indem sie mit harten Strafen alle bedrohten, welche schuldig befunden wurden, der Gesellschaft anzugehören, deren Mitglied — und ich mache ihm keinen Vorwurf daraus — Jules Simon gewesen. Dieser meisterhafte Streich war ein Schlag ins Wasser. Das Gesetz war ganz unnötig, denn die internationale Assoziation, welche unter dem Empire von Pariser und Londoner Arbeitern gegründet worden, mußte unter ihrer ersten Form verschwinden oder sich umgestalten. Man hat wie zur Zeit unserer Könige gerufen: „die Internationale ist todt! Es lebe die Internationale!“ Das mußte geschehen. Die Internationale ist heutzutage ins Blut und Mark der Arbeiter aller Länder übergegangen. Der junge Kaiser Wilhelm hat dies intuitiv erkannt. Hat er nicht gewissermaßen die Berechtigung der Verständigung zwischen allen Lohnarbeitern an dem Tage anerkannt, wo er alle europäischen Regierungen zu einer internationalen Arbeitskonferenz zusammenberief? Thatsache ist, daß sich eine ungeheure Revolution vollzieht, welche wir nicht klar bemerken, weil wir uns mitten in dem Wirbel befinden. Der Tag des 1. Mai ist eins der Symptome, eins der äußeren Anzeichen dieser Revolution.“

Wie vorthellhaft heben sich nicht diese Ausführungen von dem Tone ab, in welchem die deutschen „anständigen“ Zeitungen über die Manifestation herzogen und herziehen. Zugegeben, daß die zitierten Auslassungen auch in der französischen Presse Stimmen des Predigers in der Wüste sind, auf welche kein allgemeines Echo antwortete. Aber die deutsche bürgerliche Presse hat sich nicht einmal in den sogenannten freisinnigen Organen zu einer vorurtheilslosen Auffassung des Arbeiterfeiertages aufschwingen können. Hier nichts als Angstgewinsel, Drohungen und erlogene hämische Schadenfreude über das angebliche „Mißlingen“ der Manifestation.

Und das dem so ist, ist nicht zu verwundern. Die deutsche Bourgeoisie hat sich von jeher als unverständigte und kleinlichste aller Bourgeoisien erwiesen. Ihre journalistischen Mundstücke müssen es ihr an Verständnißlosigkeit und Kleinlichkeit gleich thun.

Die Presse ist die große Prostituirte der kapitalistischen Gesellschaft.

## Der Einfluß des internationalen Bimetallismus auf die Arbeitslöhne in Deutschland.

II.

Bekanntlich versteht man unter der Goldwährung den in einem politischen Staatswesen herrschenden gesetzlichen Zustand, wonach innerhalb desselben alle Zahlungen von einem bestimmten Minimalbetrage an auswärts in Goldmünzen gefordert werden dürfen; unter Doppelwährung aber die in einem Staate gesetzlich vorgeschriebene Gleichberechtigung der goldenen und silbernen Zirkulationsmittel bei allen Zahlungen, die auf Grund irgend eines Rechtstitels zu leisten sind. Bis in das zweite Dezennium dieses Jahrhunderts hinein gab es keinen Staat in der Welt, in dem dem Golde eine herrschende Stelle als gesetzliches Zahlungsmittel eingeräumt gewesen wäre. Beide Metalle fungirten nebeneinander als gleichwertiger Geldstoff sowohl im Binnen- als auch im internationalen Verkehr, obgleich

ihr Werth gegen einander zu verschiedenen Zeiten großen Schwankungen unterworfen war. England eröffnete zu gedachtem Zeitpunkt zuerst die Ära des Goldwährungssystems, ein halbes Jahrhundert später folgten Portugal, Deutschland und die skandinavischen Staaten, in welchen Ländern dem Silber (in Deutschland mit Ausnahme der alten Thalerstücke) nur der Charakter einer Scheidemünze beizubehalten, und die Ausprägung von Silbermünzen für Rechnung von Privatpersonen überhaupt ausgeschlossen ist. Was die übrigen Kulturstaaten anbetrifft, — darunter der lateinische Münzbund, bestehend aus Frankreich, Schweiz, Belgien, Italien und Griechenland — so haben dieselben aus den verschiedensten Gründen das Doppelwährungssystem oder wie die Staaten des Orients die einfache Silberwährung beibehalten.

Solange die Gewinnung von Gold gleichen Schritt mit der Silberproduktion in der Welt resp. umgekehrt hielt, das Werthverhältniß zwischen den beiden Edelmetallen mithin ein gleiches blieb, waren für das Doppelwährungssystem Störungen nicht zu befürchten. Dieser Zustand erlitt aber eine durchgreifende Aenderung, als während der letzten vier Jahrzehnte immer weitere Silberminen in Amerika aufgedeckt wurden und als auch in andern Ländern sich die Silberausbeute erhöhte, wodurch das Silber dem Golde gegenüber entwerthet wurde. Das seit der ersten französischen Revolution in die Münzgesetze fast aller zivilisirten Staaten übergegangene Werthverhältniß von 1:15<sup>1</sup>/<sub>2</sub> zwischen Gold und Silber wurde durch die Silberbaiffe erheblich verändert. Es zeigte sich die merkwürdige Erscheinung in den Ländern mit Doppelwährung, daß das unterwerthig gewordene Silber das Gold aus dem Lande trieb. Dieser Vorgang erklärte sich dadurch, daß die Bankiers die durch ihre Hände gehenden Goldmünzen zurückhielten, um dafür auf dem internationalen Silbermarkte in London Silber zu niedrigen Coursen einzutauschen, für welches sie in den Landesmünzstätten einen höheren Preis erzielen, als sie ursprünglich dafür aufgewendet hatten. Einzelne Staaten, darunter auch Deutschland, beseitigten diesen Uebelstand durch ihren Uebergang zur Goldwährung, die übrigen Länder Europa's aber haben sich veranlaßt, die Silberausprägung für Rechnung von Privatpersonen ganz einzustellen.

Die Einführung der Goldwährung hatte eine Demonstration großer Silberbestände zur Folge; die Verwerthung derselben vergrößerte das Angebot auf dem Silbermarkte, das sich außerdem durch die in den europäischen Staaten erfolgte Eistruung der Silberausprägungen beträchtlich steigerte. Das vermehrte Angebot bei geringer gewordener Nachfrage verursachte nun einen weiteren Rückgang der Silbercourse zum großen Verdruss der amerikanischen Silberminenbesitzer, die jetzt alle Hebel in Bewegung setzten, um dem weißen Metall den alten Platz im Weltverkehr zurückzuerobern und dadurch den Reingewinn ihrer Produktion den wirtschaftlichen Gesetzen entgegen zu erhöhen. Daß die bimetalistische Agitation in Deutschland wie andern Ländern durch das vulgäre Spekulantenthum Amerikas eine mächtige Unterstützung und klingende Anerkennung findet, liegt in der Natur der Sache.

Die deutschen Bimetallisten weisen allerdings den Vorwurf, im Dienste des Dollars zu arbeiten, mit Entschiedenheit zurück; ein Körnchen Wahrheit ist in dieser Ableugnung unzweifelhaft vorhanden, insofern nämlich, als sie nicht nur für fremde Interessen, sondern noch in weit höherem Grade für ihre eigenen thätig sind. Letzteres wird selbstverständlich ebenfalls von den Agrariern und Großindustriellen, den überzeugtesten und zielbewusstesten Vertretern der bimetalistischen Richtung, in Abrede gestellt. Für sie handelt es sich bei der Rückkehr zum Doppelwährungssystem nicht um einen Akt selbstthätiger Interessenpolitik, sondern um eine münzpolitische Maßregel, die, zum Heile ihres Geldbeutels dienend, das Wohl des deutschen Vaterlandes begründen soll. An wissenschaftlichen Scheingründen für die Folgerichtigkeit ihrer Bestrebungen fehlt es der Doppelwährungspartei nicht. Gewagte geologische Hypothesen über eine allmähliche Abnahme in der gesammten Goldproduktion der Welt dienen ihrer Agitation als Unterlage, sie geben vor, daß bereits jetzt eine Goldnoth und in den Goldwährungsstaaten, wie Deutschland, daher eine fühlbare Geldknappheit vorhanden sei, die ein Fallen der Waarenpreise hervorgerufen habe. Für Jedermann ist das eine greifbare Unrichtigkeit. Wenn eine Geldknappheit — das Wort allerdings in einem anderen volkswirtschaftlichen Sinne angewandt — existirt, so finden wir sie sicherlich nicht bei dem großkapitalistischen Unternehmertum, sondern in den Taschen der Proletarier. Die Argumente, vermittelt welcher die Bimetallisten ihrer Agitation ein gefälligeres Aussehen geben, sind nichts als des Blendwerk; ihre wahren Motive liegen auf dem von uns bereits weiter oben angedeuteten Gebiete.

Zu den Ländern, die einen großen Theil ihrer Getreideproduktion auf dem deutschen Markte absetzen, auf deren Erzeugnisse Deutschland mangels einer ausreichenden heimischen Hervorbringung an Brodfrüchten angewiesen ist, gehören in erster Reihe — außer Amerika — Indien, Rußland und die ungarische Monarchie. Vornehmlichstes Ziel der Agrarier ist es, die Konkurrenz des aus jenen Ländern herüberbrachten ausländischen Getreides mit dem inländischen Erzeugniß so viel wie möglich zu erschweren oder doch Mittel und Wege zu finden, das importirte Getreide und damit natürlich auch die inländischen Brodfrüchte dem deutschen Konsumenten zu vertheuern. Außer durch Schutzzölle läßt sich diese Absicht auch durch Abänderung der Münzverfassung erreichen. In den vornehmend angeführten Staaten herrscht nämlich die Silberwährung, gesetzliches Zahlungsmittel ist ausschließlich die Silbermünze oder, wie in Rußland und Oesterreich-

Ungarn, das auf dieser Währung basirende Papiergeld. Durch das Sinken der Silberpreise ist nun die gesetzliche Valuta dieser Länder gegenüber derjenigen Deutschlands bedeutend verschlechtert worden. Die in Indien, Rußland und Oesterreich-Ungarn als Zahlungsmittel geltenden silbernen Zirkulationsmittel, nach dem Werthverhältniß von 1:15<sup>1</sup>/<sub>2</sub> (1 Gewichtseinheit Feingold = 15<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Gewichtseinheiten Feinsilber) ausgeprägt, waren solange vollwerthig, als dieses Werthverhältniß thatsächlich im internationalen Verkehr aufrecht erhalten blieb. Die Rupie (Landesmünze in Indien) galt damals in der ganzen Welt = 2 Schilling = 2 Mk., der Gulden = 2 Mk. und der Rubel = 3,20 Mk. In dem Grade jedoch, als die Londoner Silbernotirungen von dem münzgesetzlichen Werthverhältniß zu Ungunsten des Silbers (jetziges Verhältniß auf dem Weltmarkt 1:22<sup>1</sup>/<sub>2</sub>) abwichen, mußten die silbernen Zahlungsmittel jener Länder im Vergleich zu der Valuta in Gold- und Doppelwährungsstaaten an Werth einbüßen. Anders ausgedrückt heißt dies, die Valuta der letzteren Staaten hat gegenüber derjenigen in reinen Silberwährungsstaaten an Kaufkraft gewonnen. Der Preis des Rubels, des Guldens, der Rupie steht daher nicht mehr auf der früheren Höhe, sondern ist in Folge der Silberentwerthung erheblich gefallen.

Die Agrarier wollen nun durch Einführung der internationalen Doppelwährung auf Grundlage der Werthrelation vom 1:15<sup>1</sup>/<sub>2</sub> und Freigabe der Silberausprägung in allen Staaten den Silberpreis auf seinen früheren Stand bringen. Das würde geschehen, sobald sich die europäischen Staaten verpflichten, Silber für Privatpersonen ohne Beschränkung zu münzen. Alsdann müßte auch die Valuta der Silberwährungsstaaten: der Rubel, der Gulden, die Rupie ihr früheres Niveau erreichen. Die natürliche Folge davon wäre, daß für das aus Indien, Rußland und Oesterreich-Ungarn nach Deutschland importirte Getreide ein weit größerer Betrag an deutschem Gelde aufgewendet werden müßte als bisher, weil das fremde Geld um fast 25 % an Werth gewonnen oder, was dasselbe ist, das deutsche Gold um den gleichen Prozentsatz an Kaufkraft verloren hat. Die relative Verschlechterung unserer Währung würde sich zunächst durch eine rapide, übergangslose Aufwärtsbewegung der Getreidepreise bemerkbar machen, denn der Preis der fremden landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist für die gesammte Marktlage in Deutschland deshalb ausschließend maßgebend, weil der heimische Boden nicht die genügenden Mengen Getreide zur Verproviantirung der Bevölkerung hervorbringt und Deutschland daher der fremden Produkte unumgänglich bedarf. Der Vortheil für die Großgrundbesitzer aus einer Veränderung der Währungsverhältnisse liegt somit für Jedermann klar vor Augen; die hohen Getreidepreise würden ihren Profit stark anschwellen machen, ohne daß die Konsumenten Gelegenheit finden könnten, sich über eine einseitige Bevorzugung des Großgrundbesitzes durch die Gesetzgebung zu beschweren.

Jede münzpolitische Maßregel nach der Richtung des Bimetallismus hin würde aber auch für die Großindustriellen einen materiellen Gewinn bedeuten. Zunächst würde sich die Rentabilität der Export-Industrie erhöhen. Das Ausland würde für das deutsche Fabrikat allerdings keine höheren Preise bewilligen, allein die bisherigen Preise würden — weil Silber in Deutschland vortheilhafter realisierbar als früher — nunmehr, in deutschem Gelde ausgedrückt, gestiegen sein. Die Preisbewegung in den Exportartikeln muß wiederum aus naheliegenden wirtschaftlichen Gründen auf die Preislage der für den Inland-Konsum bestimmten Industrieprodukte rückwirken. Durch mäßige Herabsetzung der Preise der Export-Fabrikate — wobei gegen früher immer noch ein ansehnlicher Gewinn bleibt — kann die deutsche Industrie ihr ausländisches Absatzgebiet auf Kosten des inländischen Bedarfs erweitern. Das inländische Angebot in industriellen Erzeugnissen würde demnach seitens der Großindustriellen innerhalb eines weiten Spielraums beschränkt werden können, was mithin eine Preissteigerung aller Industriewaaren bewirken würde. Die Intervention der ausländischen Konkurrenz auf dem deutschen Markte wäre von den Industriellen solange nicht zu fürchten, als die Preissteigerung ihrer Fabrikate proportional der relativen Verschlechterung der deutschen Währung bleibt.

Der Uebergang zum internationalen Bimetallismus hätte also die Wirkung, daß die Preise der landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse eine rapid ansteigende Bewegung einschlagen würden. Demgegenüber wären die Arbeitslöhne und die Gehälter der in Industrie, Landwirtschaft und Handel beschäftigten Beamten auf demselben Niveau stehen geblieben. Das Einkommen der Arbeiter und aller Salariaten, obwohl nominell das gleiche wie unter der Herrschaft der Goldwährung, würde zu den Anforderungen des täglichen Lebens in einem grellen Mißverhältniß stehen. Das herbeizuführen ist aber auch die Absicht unserer Agrarier und Großindustriellen. Die Arbeitslöhne machen den größten Theil der Produktionskosten aus, bleiben sie gleich bei außerordentlich gesteigerten Waarenpreisen, so vergrößert sich der Unternehmergewinn entsprechend und die Profitwuth der herrschenden Klassen hat wiederum einen ihrer Triumphe gefeiert.

Erst nach langjährigen Lohnkämpfen, vorausgesetzt, daß dieselben überhaupt Erfolg haben, würden die Arbeiter dazu gelangen, ihre heutige Lebenshaltung zurückzugewinnen. Die bimetalistischen Bestrebungen haben für sie daher eine nicht zu unterschätzende Bedeutung und wenn die Agitation der Agrarier auch im Augenblick noch nicht mächtig genug ist, die gesetzgebenden Faktoren zu einem Einschreiten in ihrem Sinne zu bewegen, so dürfte es nichtsdessenweniger angemessen erscheinen, sich schon jetzt über die Ziele dieser Bewegung klar zu werden.

## Die Regierung und die Sonntagsruhe der kaufmännischen Arbeiter.

Die „Frankf. Ztg.“ schreibt:

Eine der willkommensten Neuerungen der Gewerbenovelle ist diejenige Bestimmung, welche wenigstens einen Anfang mit der kaufmännischen Sonntagsruhe macht. Die Vertretungen der Prinzipale und Gehülfen haben diese Sonntagsruhe seit langem gleichmäßig angestrebt, und die volksthümliche Sozialpolitik hat sie darin unterstützt. In Gehülfenvereinigungen sind schon mehrfach bittere Worte darüber gefallen, daß der Kommiss bezügl. der Sonntagsruhe oft hinter dem Fabrikarbeiter zurückstehe und die Prinzipale wurden vielfach nur durch Konkurrenzrücksichten gezwungen, am Sonntag aufzuhalten. Beweis dafür ist, daß immer wieder in den einzelnen Städten die Herbeiführung einer freiwilligen Vereinbarung zwecks Janchaltung der Sonntagsruhe versucht, aber mangels wirksamer Kontroll- und Zwangsmittel doch niemals erreicht wurde. In einzelnen Städten und für gewisse kaufmännische Branchen (durchweg z. B. in Leipzig und für die größten Kolonialwaarengeschäfte in Frankfurt a. M.) wurde die kaufmännische Sonntagsruhe durch die gute Sitte garantiert; das Gros der Handlungsgehülfen litt aber, wie aus den immer wiederkehrenden Klagen der Fachblätter zu ersehen war, weiter unter dem Mangel eines sicheren wöchentlichen Erholungstages.

Deshalb sprachen sich auch bei der bekannten Reichsenquete über die Sonntagsarbeit vom Jahre 1887 die meisten Befragten des kaufmännischen Standes für eine gesetzliche Vorschrift aus; dieselbe liegt nunmehr im Entwurfe vor und lautet:

„Im Handelsgewerbe dürfen Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter an Sonn- und Festtagen nicht länger als fünf Stunden beschäftigt werden.“

„Die Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, werden unter Berücksichtigung der für den öffentlichen Gottesdienst bestimmten Zeit von der Polizeibehörde festgesetzt. Die Feststellung kann für verschiedene Zweige der Handelsgewerbe verschieden erfolgen.“

„Für die letzten vier Wochen vor Weihnachten, sowie für einzelne Sonn- oder Festtage, an welchen örtliche Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, kann die Polizeibehörde eine Vermehrung der Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, zulassen.“

Es wäre nun gut, wenn sich die kaufmännischen Organisationen zeitig mit der Besprechung und Verbesserung der Einzelheiten dieses Paragraphen beschäftigten, um dem Reichstage und der Presse durch Eingaben u. s. w. Stoff zur richtigen Gestaltung der gesetzlichen Vorschrift zu liefern, die, einmal angenommen, so bald nicht wieder abgeändert wird. Die Motive der Gewerbenovelle enthalten zur Erklärung des Gesehestextes Folgendes:

„Die Bedeutung, welche der Entwurf dem Begriff „Handelsgewerbe“ unterlegt, deckt sich mit der Auslassung der fünfzehnten Kommission des Reichstags über diesen Begriff und umfasst insbesondere u. a. den Groß- wie den Kleinhandel, einschließlich des Hausirhandels, den Geld- und Kredithandel, die Leihanstalten, die sogenannten Hilfspolizei des Handels, Expedition, Kommission und die Handelslager. Auch die in den Komptoiren der Fabriken u. s. w. beschäftigten Handlungsgehülfen gehören hieher, ebenso der Meß- und Marktverkehr, soweit bei demselben Handelsgewerbe betrieben werden.“

Durch die Bestimmung, wonach die Polizeibehörde für die letzten 4 Wochen vor Weihnachten, sowie für einzelne Sonn- und Festtage, an welchen die örtlichen Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, eine Vermehrung der Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, zulassen ermächtigt ist, soll insbesondere dem in gewissen periodisch, wiederkehrenden Zeiten z. B. in der letzten Zeit vor Weihnachten, zur Meß- und Marktzeit, in zahlreichen Geschäften eintretenden Geschäftsanstrang Rechnung getragen werden. Um auch hier innerhalb größerer Bezirke eine thunlichste Gleichmäßigkeit in der Gestaltung des Handelsverkehrs herbeizuführen, sollen zum Erlasse der in Rede stehenden Bestimmung nicht nur die Ortspolizeibehörde, sondern die Polizeibehörden überhaupt, also auch die Landespolizeibehörden, zuständig sein.“

Hoffentlich wird der Vorschlag des Entwurfes in den kaufmännischen Vereinen und Gehülfenorganisationen derartig erörtert, daß vom Reichstage bestimmte Verbesserungsanträge gestellt werden müssen. Ueber die prinzipielle Nothwendigkeit der kaufmännischen Sonntagsruhe, herrscht ja wohl keine Meinungsverschiedenheit mehr.

## Politisches, Gewerkschaftliches.

Der Reichstag berieth am Montag und Dienstag die neuen Forderungen für Ostafrika, wobei der neue Reichskanzler v. Caprivi Gelegenheit nahm, seine Stellung zur Kolonialpolitik in allgemeinen Grundzügen zu entwickeln. Von den Sozialdemokraten sprach der Abg. v. Vollmar.

Am Mittwoch begann die Verathung der Militärvorlage. Die Regierung vertraten der Kriegsminister v. Verdy und Staatssekretär v. Maltzahn. Für die Opposition sprachen die Abg. Richter, Windthorst und Bayer (Volkspartei), für die Rechte Graf v. Stolberg-Wernigerode. Das Wichtigste aus der Verhandlung war eine Erklärung des Kriegsministers, wonach die jetzige Vorlage nur den Anfang bildet eines großen Organisationsplanes zur Erweiterung des Heeres, der auf ein Menschenalter hinaus berechnet ist. Man will also schon auf der Grundlage der jetzigen Militärverhältnisse Europas noch über die gegenwärtige Vorlage hinaus weitere Forderungen ratenweise stellen. Da ist kein Ende abzusehen, zumal wenn man erwägt, daß auch ein solcher Organisationsplan auf Menschenalter sofort wieder erweitert werden kann bei irgend einer Veränderung in den Nachbarstaaten.

Am Freitag gedenkt Liebknecht zu sprechen.

Alles Nähere bringen wir in unserer Reichstagsbeilage.

Wie verschiedene Blätter melden, sollen die Regierungen Willens sein, den Bann über die auf Grund des kleinen Belagerungszustandes ausgewiesenen allmählich aufzuheben, damit nicht nach dem 30. September sich die ganze Fluth der „gefährlichen“ Elemente über die Bezirke Hamburg-Altona, Leipzig, Berlin, Frankfurt, Offenbach ergieße.

**Die Nationalliberalen früher und das Sozialistengesetz.** Da sich die sächsischen Nationalliberalen und Konservativen noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen können, ohne Sozialistengesetz existieren zu müssen, dürfte es am Plage sein, einmal daran zu erinnern, wie die im Verlage von H. A. Brockhaus erscheinende Zeitschrift „Unsere Zeit“ im Jahre 1878, wenige Wochen vor der Entscheidung über das Ausnahmengesetz, über dasselbe urtheilte. Diese Zeitschrift, deren politischer Theil stets der politischen Richtung des Verlegers entsprechend in nationalliberalem Sinne redigirt wurde, schrieb damals wörtlich:

„Nimmt der Reichstag das Ausnahmengesetz an, so steuert das deutsche Reich mit vollen Segeln im breitesten Fahrwasser der Reaktion; eine Zeit der Gefinnungspolizei und Gedankeninquisition, die an die vormärzlichen Jahre erinnert, eine Zeit der Denunziationen, welche jetzt schon hinsichtlich durch die mehr als 500 Prozesse wegen Majestätsbeleidigung illustriert wird, bricht heran. Das Doppelgesicht des Gesetzentwurfes, der neben dem terroristischen Nebenhand, das er der Sozialdemokratie zuwendet, auch die Jüge eines in das alte Präventivsystem zurückfallenden Spezialgesetzes trägt, macht dasselbe für die Freiheit des deutschen Geistes nur um so bedrohlicher. Mindestens aber sollte kein Abgeordneter, der diesem Gesetz seine Zustimmung ertheilt, noch die Stirn haben, sich zu den Liberalen zu zählen, welche Etikette auch die Partei, der er angehört, aufgedrückt haben mag.“

Bedenkt man nun, daß heut die sächsischen Nationalliberalen am liebsten einer Verschärfung des Sozialistengesetzes, insbesondere aber der Expatiation zustimmen würden, so kann man nur staunen über die Fortschritte, welche diese „Auchliberalen“ im Laufe des letzten Jahrzehnts gemacht haben.

**Betreffs des allgemeinen Wahlrechts** ertheilen die konservativen „Brennischen Jahrbücher“ dem Nationalliberalismus, der neuerdings wieder ein „Reimern“ gegen das allgemeine gleiche Stimmrecht angestimmt hat, folgende Kritik:

„Ganz nach dem Rezept vom „beschränkten Unterthanenverstand“ wird — wie früher dem Bürgerthum von den Königen — so jetzt den Arbeitern von dem Bürgerthum die genügende „Intelligenz“ zur Theilnahme am Staatsregiment abgeprochen. Wie der fatte, faule, egoistische Bourgeois anders für die sozialen Reformen in Bewegung gesetzt werden soll, wird nicht gesagt.“

**Der strebsame Freisinn.** Der Abg. Dr. Barth kündigt in seiner „Nation“ der Regierung bereits an, daß bei einigem Entgegenkommen auch der Freisinn sehr manierlich und gefügig werden könne. Herr Dr. Barth schreibt: „Die allgemeine Meinung, daß die heutige Reichsregierung das Bedürfnis, sich mit dem Reichstage friedlich auseinander zu setzen, in weit höherem Grade empfindet, als das unter dem Fürsten Bismarck der Fall war, erscheint wohl fundirt. Daraus erwächst aber auch für die Parteien die naturgemäße Verpflichtung, dem neuen System und den neuen Männern ein fair trial zu bewilligen. Sie werden dies auch ohne Zweifel thun. Thäten sie es nicht, so beging sie einen unverzeihlichen Fehler. Die Bevölkerung hat das unfruchtbare Gezänk, wie es sich als eine Begleiterscheinung des Bismarckschen Regiments ausgebildet hatte,

berglisch satt und sehnt sich danach, die politischen Geschäfte in einer den allgemeinen Interessen förderlicheren Weise behandelt zu sehen. Sie hegt die Hoffnung, daß man in Zukunft etwas weniger Geschicklichkeit darauf verwendet, sich gegenseitig (gegenständig, Herr Richter!) ein auszuweichen und zu diskreditiren. . . . Diese weit verbreiteten friedlichen Dispositionen bilden in dem politischen Status des Herrn von Caprivi einen nicht geringen Aktivposten. Was die Vorlagen der verblüdeten Regierungen betrifft, so wird die Reichsregierung bei einiger Geschmeidigkeit voraussichtlich alles Wesentliche — auch betreffs der militärischen und kolonialpolitischen Forderungen — durchsehen und sich auf dem Gebiete der Sozialpolitik weitgehender sozialdemokratischer Forderungen leicht erwehren können. Die parlamentarische Lage ist für die Regierung einseitigen ungewöhnlich günstig.“

**Höchst kuriose Ansichten über die indirekten Steuern** entwirft Graf v. Mirbach im „Deutschen Wochenblatt.“ Er meint: „Ich bin der Ansicht, daß der Aermere auch an sich von den indirekten Steuern nicht höher getroffen wird, als der Reichere. Wenn beispielsweise durch Zölle eine Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse herbeigeführt wird, so ist doch zu berücksichtigen, daß der Reichere eine mehr oder weniger große Anzahl von Diensthöfen hält, für die er die vertheuerten Lebensbedürfnisse mitbezahlen muß, der Arme dagegen hält nur einen, in der Regel keinen Diensthöfen. Die Tafel der Reichen ist mit einer Menge von Konsumtibilien besetzt, die auf den Tisch der Armen fehlen, das Haus des Reichen nimmt zahlreiche Gäst u. s. w. auf, kurz der Haushalt ist dem viel konsumirt wird, trägt auch viel zu den allgemeinen Staatslasten bei, der ökonomische Haushalt des Armen sehr wenig. . . . Nimmt man den von mir vorentwickelten Standpunkt zu den indirekten Steuern ein, so wird man konsequenter Weise von den indirekten Steuern eine „soziale Ausgleichung der großen Massen gegenüber“ nicht erwarten können und dürfen.“ — Der Herr Graf dürfte allerdings bei einer derartigen Steuerpolitik ebenso gut wie der arme Mann schlecht fahren.

**Eine große Kundgebung der Eisenbahnarbeiter** fand am 11. Mai in London im Hyde Park statt zu Gunsten kürzerer Arbeitszeit und höherer Löhne. Die Versammlung, welcher gegen 20 000 Personen beiwohnten, verlief völlig ruhig. Es wurde ein Beschluß angenommen, welcher erklärte, die Arbeitszeit sollte auf 54 Stunden in der Woche verringert werden, womit eine wesentliche Lohnerhöhung zu verbinden wäre.

**Als Arbeiterblatt für Bremen** erscheint seit dem 1. Mai die „Bremser Bürgerzeitung.“ Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 2,50 Mk., pro Monat 85 Pf., pro Woche 20 Pf., frei ins Haus. Verlag und Redaktion befinden sich Bremen, Martinistraße 44 I. Als Redakteur zeichnet der Gen. Gottlieb.

**Auch Mannheim** hat seit einigen Tagen in der „Volksstimme“, herausgegeben vom Abg. Dreesbach, sein Arbeiterorgan.

**Maurer Deutschlands.** Wir rathen euch in eurem eigenen Interesse, Berlin zu meiden, die Arbeitslosigkeit ist hier groß. Dieses Schicksal könnte euch selbst treffen. Deshalb haltet den Zugang fern. Der Vorstand der Freien Vereinigung der Maurer Berlins. J. A.: Julius Wernau, Jionskirchplatz 2, III.

**Der Ronneburger Weberstreik** dauert fort. Alle Sendungen an Zigarenmacher Karl Fischer, Ronneburg S.-A., Altenburgerstraße.

**Versammlung der Freien Vereinigung der Zimmerer Berlins** am Sonntag, den 18. Mai, Vorm. 10 1/2 Uhr. Tagesordnung: 1. Ist die gewerkschaftliche Bewegung von der politischen zu trennen? Referent Wilhelm Berner. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten. Jeder ist willkommen, ob Mitglied oder nicht.

**Verein der Filzschuharbeiter und Berufsgegnossen.** Sonntag, den 18. Mai, Vormittags 10 1/2 Uhr bei Jentzer, Mühlstraße 11. Versammlung. Abrechnung. Der Streit in der Fabrik von Gustav Remann, Rheinsbergerstr. 24. Vortrag des Herrn Paul Litsin über den Achtundtag und seine Bedeutung.

### An alle Gewerkschaften Berlins.

Laut Auftrag der Versammlung vom 12. Mai wird nachstehender Beschluß zur allgemeinen Kenntniß gebracht: „Die heute, den 12. Mai cr., in Joel's Salon tagende öffentliche Versammlung sämtlicher Gewerkschaften Berlins erkennt die Nothwendigkeit an, sobald als möglich eine Streik-Kontrollkommission für Berlin in's Leben zu rufen, deren Zusammensetzung aus Mitgliedern aller Gewerke vorzunehmen ist.“

Es werden sämtliche Gewerke aufgefordert, in nächster Zeit öffentliche Versammlungen einzuberufen, um hierzu Stellung und eventuell die Wahl der Vertreter zur Kommission (2 bis 3 für die einzelnen Gewerke) aus ihrer Mitte vorzunehmen. Die Resultate der einzelnen Besprechungen, sowie spezielle Berücksichtigungsvorschläge sind den Unterzeichneten baldigst mitzutheilen, welche eine allgemeine Versammlung einzuberufen haben, um die Angelegenheit zum endgültigen Abschluß zu bringen!“

Arbeiter! Gefinnungsgegnossen! Die Schwierigkeiten nicht verkennend, muß erwogen werden, daß die Frage eine zeitgemäße ist, um der arbeiterfeindlichen Koalition des Unternehmertums mit Erfolg begegnen zu können, und so glaubt man, in Anbetracht der immer häufiger vorkommenden erfolglosen Streiks, in der Wahl einer Streik-Kontrollkommission ein Mittel gefunden zu haben, den Auswüchsen der kapitalistischen Produktion mehr gewappnet gegenüber zu stehen.

Das Bureau der Versammlung:

Aug. Taeterow, Mauerstr. 9, v. III.  
Carl Thieme, Ruppinerstr. 3.  
E. Wiedemann, Wendenstr. 2, IV.  
auch Wallstr. 7/8, part. links.

### Briefkasten.

**Gedicht 28 Männer.** Ist vieles gut gefaßt und alles gut gemeint, aber wir können es doch nicht bringen. — **Damenmäntel Schneider.** Wir haben Ihre Versammlungsanzeige deshalb nicht gebracht, weil weder Lokal, noch Tag und Stunde der Versammlung angegeben war. Seien Sie doch etwas gewissenhafter. **Leser.** Existirt in Berlin und Umgegend ein Zentralverband der Holzpantoffelmacher? Wir bitten um Nachricht. **Hamburg.** Hoffentlich in nächster Nummer, es häuft sich jetzt zu viel Stoff.

Der heutigen Nr. 20 der „Berliner Volkstribüne“ liegt S 1-8 der Reichstagsbrochure bei. Die nächste (Montags-) Sitzung vermochten wir noch nicht anzunehmen, da bei Schluß der Redaktion (wegen des Himmelfahrtstages bereits Mittwoch) der Stenographische Bericht noch nicht erschienen war.

### Verein der Sattler u. Fachgen.

Am Dienstag, den 20. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakob-Strasse 48a

### Versammlung.

Tages-Ordnung:  
Volksernährung und Sozialismus. Referent Grindel. — Diskussion. — Verschiedenes.  
Um regen Besuch bittet

Der Vorstand.

Die auf Grund des internationalen Feiertages wegen gemäßigten Mitglieder werden ersucht zu erscheinen.

Große und kleine Reste zu Hosen und Anzügen, sowie Kleider- u. Regenmäntelstoffe. Seidenplüsch, Trefot zu Taillen, gleich zugeschnitten, auch angefertigt. Albert Karle, Waldemarstr. 66.

### Der Arbeitsnachweis

der Klavierarbeiter

befindet sich jetzt Raunynstr. 78, im Restaurant Winger. Die Adressenanfrage findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntag? Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitgliedern unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Empfehle den Genossen meine zum

**Minimal-Lohnentarif** der Berliner Tabakarbeiter verfertigten Cigarren.

Wilh. Boerner, Ritterstr. 108, d. 2. Haus v. d. Prinzenstr.

### Liegnitz.

Allen Freunden und Genossen theile ich mit, daß meine Strafzeit am 28. April ihr Ende erreicht hat, und da mein Geschäft wieder eröffnet ist, so bitte ich die alte Bekanntschaft wie immer zu erneuern.

Bruno Leopold, Schleifer u. Siebmacher, Liegnitz, Karthausstr. 18.

**Sozialdemokratischer Leseklub** „Lessing.“

Jeden Montag, Abends 9 Uhr, Markusstr. 6. (Restaurant Spiekermann). **Vorlesung und Diskussion.**

### Verein zur Regelung der gewerbl. Verhältnisse der Töpfer Berlins und der Umgegend.

Sonntag, den 18. Mai cr., Vormittags 10 Uhr, im Königstädtischen Kasino, Holzmarkt-Strasse 72:

### Ordentliche Mitglieder-Versammlung.

Tages-Ordnung;

1. Neuwahl der Rechtschutz-Kommission. — 2. Festsetzung der Wander-Unterstützung. — 3. Beschlußfassung über Errichtung von Zahlstellen, ev. Wahl der Hilfskassirer. — 4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.

Neue Mitglieder werden aufgenommen. Die neuen Statuten gelangen zur Ausgabe.

Der Vorstand.

**Allgemeiner Metallarbeiterverein Berlins und der Umgegend.** Montag, d. 19. Mai, Abends 8 Uhr, in Joel's Salon (früher Keller), Andreas-Strasse 20.

### Außerordentl. General-Versammlung.

Tages-Ordnung:

1. Antrag des Vorstandes, welcher lautet: 20 Mk. monatliche Entschädigung für den ersten Vorsitzenden, 20 Mk. für den ersten und 10 Mk. für den zweiten Kassirer Manfodeler pro Monat. — 2. Bestätigung der Bevollmächtigten. — 3. Verschiedenes. Mitgliedsbuch legitimirt. Pflicht jedes Mitgliedes ist es, zu erscheinen.

Der Vorstand.

Grosse

### öffentliche Tischler-Versammlung

Montag, d. 19. d. M., Abends 8 Uhr, in Sanssouci, Kottbusserstr. 4a.

Tages-Ordnung:

Die Streiks der Tischler Deutschlands, und wie stellen sich die Berliner Kollegen dazu? — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes.

Der Einberufer.

**Grosse öffentliche Versammlung** sämtlicher Arbeiter in Eisenbahnwerkstätten und deren unterstellten Betrieben

Sonntag, den 17. Mai, Abends 8 Uhr, Brauerei Tivoli, Lichterfeldstr. 11, nahe am Kreuzberg.

Tages-Ordnung:

1. Stellungnahme zum Kongress. — 2. Delegirtenwahl. — 3. Verschiedenes. Zur Dedung der Unkosten findet Teller-Sammlung statt.

### Buchbinderei von

### K. Janiszewski.

Meine Buchbinderei befindet sich Gräffstr. 93, I. und bitte alle für mich bestimmte Arbeiten dorthin, oder nach meiner Wohnung Oranienstr. 10, IV. zu senden. K. Janiszewski.

Ich habe mich niedergelassen Kottbusser Straße 12, I. Dr. M. Lewitt, prakt. Arzt.

### Die Thüringer Tribüne

vertritt die Interessen der Arbeiter in politischer, wirtschaftlicher und gewerkschaftlicher Beziehung in entscheidender Weise. Dieselbe erscheint wöchentlich zweimal. In ihrer Rubrik „Aus Thüringen“ beleuchtet dieselbe speziell das Streben und Wirken des werthigsten Volkes Thüringens.

Jede Postanstalt nimmt Abonnements zum Preise von 1 Mark vierteljährlich entgegen.

Im gleichen Verlage erscheint die „Deutsche Tribüne“ und das „Nordhäuser Volksblatt“, welche im zweiten Nachtrag der Postzeitungsliste eingetragen werden und zu den gleichen Bedingungen zu beziehen sind.

Der Verleger.

Erfurt. Karl Schulze.

### Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler berandete Arbeitsnachweis befindet sich

Wallstrasse 7-8.

Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, Sonntags von 9-11 Uhr Vormittags. Der Vorstand.

Bei Bedarf von Regen- und Sonnenschirmen, sowie Anfertigung sämtlicher Reparaturen halte mich den Parteigenossen beiseits empfohlen. Gustav Fritz, S., Fürstenstr. 11, pt.

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst: Zählstelle der Gärtler u. Bronceure (S. 5. 60)

## Berliner Arbeiterbibliothek.

Herausgegeben von Max Schippel-Berlin.

Soeben erschien:

**II. Serie, Heft 1: Der Mythos von der Gründung des deutschen Reiches.** Eine historische Skizze von Hans Müller-Rostock. 40 Seiten. Preis 15 Pf.

Winnen kurzem wird erscheinen Heft 2: **Zur Geschichte und Charakteristik der antisemitischen Bewegung in Deutschland.** — Heft 3: **Die Agitation für Bodenverstaatlichung in Deutschland.**

Wir sagen den deutschen Arbeitern für die bisherige rege Unterstützung besten Dank und bitten, immer neue Freunde für die Arbeiterbibliothek zu werben, damit wir immer Besseres und Reichhaltigeres bieten können.

Die erste Serie (Heft 1—12) kann jetzt auch gebunden für **M. 2,50** bei unseren Kolporturen, sowie in unserer Expedition und bei allen Filialen bezogen werden. Direkte Einzelbestellungen nach auswärts inkl. Porto **M. 2,70.**

**Einbanddecken zur ersten Serie** durch Kolporture und Expedition **30 Pf.**, direkte Einzelbestellung nach auswärts inkl. Porto **40 Pf.**

Recht zahlreichen Bestellungen entgegensehend

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“.  
Berlin SO, Oranienstr. 23.

[Nachdruck verboten.]

## Etwas von Hans Derschlag.

Skizze von K. Paul.

Der Hans Derschlag war ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was er von andern zu verlangen und was er selbst zu thun hatte. Und erst nach langem, langem Zureden seiner Frau, die krank im Wochenbette lag, zog er sich den Sonntagsrock an — auch das hatte er zuerst nicht thun wollen — und ging zum Herrn hinauf auf den Hof.

Und der Herr war auch ein frommer Mann und ein gerechter Mann, und der sagte dann zum Hans: „Das ist ja ganz schön — aber — jetzt ein paar Pferde, wo wir grade beim Heu sind — na, wollen sehen, was sich machen läßt.“

„Ach, Herr“, erwiderte der Hans, „wenn schon, denn man gleich. Das Kindchen lebt nur noch so vor sich hin — es stirbt mir ja unter . . .“

„Gott, Hans, manches andere ist doch schon . . .“

„Jawohl, Herr; aber man nicht meins; das soll mir doch nicht so wie . . . wie . . . ein Stück Vieh“ — dabei ruckte es in ihm ganz seltsam auf — „meins soll doch nicht hinten am Zaune“ — er konnte wieder nicht weiter — „Aee, Herr, Timotes all aspanne laute. Min Ullsch würd mi dat nie vergäwe, wenn dat Jöhr ungedöbt stürw, und min ull Nutting würd mi nie me atschiede, sei is so froumm, sei is ja en Possch, unn — nee, Herr, dhoes Ji mi dat nie a.“ Das hatte der Hans ganz schnell gesprochen, wobei er immer die Mäze drehte und ab und zu mit der Hand den blauen Rock herunterfuhr, als vergewisserte er sich, daß all die schönen blanken Knöpfe noch daran wären, die schönen blanken Knöpfe, die sein ganzer Stolz waren.

Der Herr schwieg; der Hans schwieg auch; aber er staunte in sich hinein und wunderte sich baß, wie er rühmsam gesprochen und sich, und natürlich dem Herrn, die Nothwendigkeit der Tausche eingeredet, obwohl er die vorher gar nicht für so unumgänglich gehalten und erst die Weiber seine Bedenken halbwegs beseitigt.

Nun trommelte der Herr an den Fensterscheiben; er ärgerte sich. Aber nach langem Hinundherwägen — der Hans war sein bester Arbeiter — siegte seine Gerechtigkeit, und er sagte halb über die Schulter, und dabei warf er den Kopf so recht ins Genick: „Denn nimm Dir schon die Grauen. Aber fahr nicht zu schnell, da kommen sie auf den Hof.“

Dagegen der Hans, der den Herrn nun schon an dem kleinen Finger zu haben glaubte: „Jau, Herr, wried awer bei Superndent mit mi unn dei olle Kracke oof fäure wille?“

„Was?“ Der Herr drehte sich plötzlich voll zum Hans und sah ihn groß an — und der Hans, der ja ein gerechter Mann war, schwieg und wandte sich langsam und ging mit einem: „na, denn dank auch schön, Herr“ ab.

Das dauerte nun nicht lange, so sah der Hans auf dem Bretterwagen und fuhr nach der Stadt. Fahren konnte er, daß mußte man ihm lassen, und das zeigte er, als er ohne viel Hallo, ohne Peitsche die Grauen vor den Augen des Herrn in einen gelinden Trab brachte, die alten Grauen, die so abgemagert und wacklig und langsam waren, daß man sie spottlustig nur die „Herrnseel“ nannte. Bezeichnender wäre aber der Beiname „Westpreußen“ gewesen. Seine ganze Kunst bewies aber der Hans, als er in kurzen Schritten gerade auf dem abschüssigen Berg, auf dem das Barchhaus stand, scharf und bog, so daß der Wagen zum Abfahren gleich bereit stand. Das machte ihm hier so leicht niemand nach — mit

solchen Mähren sicher nicht. Darauf stieg er ab, ganz sachte, klopfte sich Rock und Stiefel zurecht, band die Leine an eine Speiche, spannte einen Schwengel ab, damit die „Westpreußen“ nicht losstrakten — das that er aber nur so aus Gewohnheit, denn bei den Grauen wars gar nicht nöthig — und schritt aufs Haus zu. Das war ein großes Haus, so groß wie das des Herrn; drum getraute er sich auch nicht an der Vorderthür zu klingeln; er torleste zur Hofthür, hin zur Küche und fragte dort nach dem Superintendenten.

Was er denn wolle?

Und Hans erzählte breit sein Leid.

Da läme er gerade zu uupaß.

Hans schüttelte den Kopf und sah der Magd treu und traurig in die Augen.

Hier sei heute große Gesellschaft . . . und das sei so weit bis zu ihm.

O, er habe ein paar gute Pferde, das log nun der Hans ganz augenscheinlich — und er wollte schon auf den Superintendenten selbst warten, fügte er dann hinzu.

Das that er auch redlich. Und die „Westpreußen“ standen geduldig vor der Thür und träumten von besseren Tagen, den Tagen der Jugend und des reichlichen Futters, und der Hans saß ruhig auf dem Küchenschemel und wunderte mit den Augen herum auf all das Seltsame, was er sah. Manch einer ging vorbei, draußen und drinnen, der sah das Unthier, draußen und drinnen, und fragte sich, wie das zum feinen Pastorhause heute läme und konnte nicht draus klug werden.

Endlich erfuhr es doch der mit dem langen Namen; der machte denn ein würdiges Gesicht, — der junge Referendar hatte soeben einen seiner Witze erzählt — und bequeme sich zum Hans, der nochmals breit seine Noth vortrug. Und der Herr Superintendent war ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was die andern ihm schuldig waren; und als das stimmte, und der Hans ihm die sechs Mark auf den Tisch gezählt — mancher Nidel war darunter und dem Hans wurd's etwas schwer das aufzuzählen — ging der Superintendent mit verbindlichem Lächeln zu seinen Gästen hinein und erzählte in salbungsvollen Worten, daß er leider in die Hütte eines Armen gerufen werde, um dort einem sterbenden Kinde die heilige Tausche zu geben; das Kleine sei eins von Zwillingen, und es sei das siebente, das Gott dem armen Manne geschenkt . . . und dabei hustete der Referendar, und die andern hustelten auch und sahen sich an und fragten mit stummen Lippen und lächelnden Augen, was so ein Armer mit sieben Würmern wolle. Das war nun ein Thema; und dabei wurde man so seelig im Gefühl selbstbewußter, befriedigter Würde, daß man ganz den armen Hans und seine Noth vergaß, auch seine Grauen, über die man vorher doch so herzlich hatte lachen müssen, weil sie der Hans erst nach langem Schnalzen und manchem Gieb in Trab gebracht; dabei hatte der Herr Superintendent eine so unglückliche Figur gemacht, daß sogar seine liebe Nixe, sein treues Gesponst, den Gästen das Lachen verziehen.

Unterdessen war der Hans schon weit aus der Stadt, aber in recht böser Stimmung; denn er hatte vergessen, Zucker und Zimmt, Mehl, Weizenmehl und Rosinen mitzubringen. Das sollte zur Tausche am nächsten Sonntag, oder auch, wenn das Kleine vorher sterben sollte, zum Begräbniß dienen. Nun hatte er Bange vor der Muhme, und dabei fuhr er schneller, als er wohl fahren sollte, und die Grauen bekamen manchen Klaps ab, den sie eigentlich gar nicht verdienten. So kam er aufs Vorwerk, vor sein Haus.

Mit Mühe schälte sich der Superintendent aus der Masse der Decken und Tücher — er war etwas pimpelig. Nachdem auch der Hans schnell die Pferde besorgt, schritten sie beide, begleitet von Hansens zahlreichem Nachwuchs aufs Haus zu, in die Hütte, Baracke, Bude, Klabawe, Kabise, Kabuse — Kathe — alles auf deutsch Einwohnerhaus.

Die Muhme empfing sie mit vielen Knixen, Thränen und Worten.

Der Pfarrer trat an das Bett der Wöchnerin und reichte der die Hand; und das arme Weib ergriff sie mit beiden Händen und umklammerte sie so, als wenn das allein schon Trost wäre — den bekam sie aber noch ertta und reichlich.

Nun wartete der Pfarrer. Die Muhme wuschte schnell noch einmal mit der Schürze die kupferne Waschküschel aus — das war noch ein Hochzeitsgeschenk der Mutter vom Schulzenhof — schüttete Wasser hinein, stellte sie auf einen Stuhl mitten im Zimmer und holte dann das Kind.

Die Zeremonie begann.

Der Pfarrer beim Waschbeden unbeweglich, vor ihm die Muhme mit dem Kind, an dessen Ködchen, jede an einem Zipfel, zwei Alte ansahen, deren man bei der vielen Arbeit draußen auf dem Felde allein hatte habhaft werden können.

Sonderbares Bild, fast lachhaft und doch rührend: zwei zitternde, zerfallene Mütterchen geben einem lebensunfähigen Kind das Geleit ins Jenseits.

Und ringsum der Hans und seine fünfse, die wie die Orgelpfeifen dastanden, eins immer kleiner wie das andre, und die mit staunenden Augen den fremden Schwarzen anstarrten, der so seltsame Worte spricht, — dann schließlich mit drei Fingern ins Wasser patst und nasse Tropfen dem Brüderchen dreimal ins Gesicht spritzt. Hierbei wimmerte das kleine Wurm auf; doch das kleine Stimmchen drang nicht durch: denn der Pfarrer hatte soeben mit vollem Brustton und vollem Augenausschlag gesprochen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Amen.“

Bei jedem Namen duckten sich die beiden Alten und ruckten und zerrten dabei an den Rippen, daß die Muhme fast auch mitknicken mußte, was sie gar nicht thun durfte — denn sie hielt ja das Kind.

Und ein Hauch andächtigen Laufschens, seeliger Bergeffenheit durchwehte das Zimmer; seltsame Ruhe überkam alle, und die Angst des Todes, die sie hier vereinigt, löste sich auf in — das wußte eigentlich keiner recht zu sagen, — auch nicht die Wöchnerin, die langsam ihr Haupt neigte — und mit einem male friedsam druselte.

Jetzt regte sich der Pfarrer; er trocknete sich die Finger. Die Muhme trug das Kind fort, die beiden Alten humpelten mit, jede an ihrem Zipfel, die Kinder folgten — hin in die Ecke. Als die Muhme das Kind aber betten wollte, fand sie es todt. Sie deckte es leise mit ihrer Schürze zu, und ging zum Hans: „Dat Jöhr ist all dot“, und der Hans hob die Schürze auf: „Dot, — all dot“, dabei kam ihm etwas wie eine Thräne ins Auge, die wuschte er sich ab, den ganzen Ärmel entlang.

Nun standen sie alle wieder vor dem Kind, der Pfarrer sprach einige Worte des Geleites; dann gab er dem Hans, auch der Muhme, die Hand und ging — niemand begleitete ihn.

Aber die flüsternte schnell noch dem Hans was ins Ohr; der nickte eifrig und holte den Pfarrer vor der Thür ein; da machte er einen tiefen Beuger, er kam mit einer großen Bitte: „Herr Superintendent, — wollen Sie nicht, — nicht gleich auch das andre lätte — Sie sind ja nun hier — das ist ja ein Weg“; — Sollte der Schwarze das nicht verstanden haben? . . . Hans wartete — nun wurde er deutlich: „Tausen Sie mir schon das Wurmen.“

Die Wöchnerin schrak auf, sie hörte die letzten Worte, die der Hans fast geschrien hatte, und von ihrem Lager rief sie dazwischen: „machen Sie das schon ab, Herr Pfarrer.“

Doch der Schwarze, der wußte was sich gehörte, sagte ganz wohlwollend zum Hans: „Aber lieber Mann, wist Ihr denn nicht: jede Haustausche kostet sechs Mark!“

Der Hans: „Ja, Herr Pfarr, das haben wir ja auch schon angewandt — und da das nun doch umsonst war.“

Da bekam er von der Muhme einen Stoß und ein Haltungsmaul — dafür sprach sie: „Wenn Sie schon so freundlich sein wollen, Herr Superintendent.“ Sie hatte doch Lebensart und hätte die Sache wohl zum guten gewandt, wenn nicht der Hans wieder gerufen hätte: „Na, Herr Superintendent, wir sind arme Leute und das bischen Wasser“ . . . und aus dem Bette hallte es nach: „arme Leute, nur diesmal.“

Der Hans sah, der Pfarrer schwankte. Nun noch einen Trumpp, und er hatte gewonnen; drum sagte er ganz jovial: „Na, Herr Pfarr, ich habe Ihnen schon manchen hübschen Verdienst gebracht, machen Sie das diesmal schon so ab.“

Was der Hans nur schwätzte; die Muhme kam gar nicht zum vernünftigen Wort, und ihr Zuppen half auch nichts. Aber auch Hansens Reden half nichts; denn der Pfarrer schwankte gar nicht; seine Gerechtigkeit hatte längst entschieden; und indem er der Wöchnerin noch ein paar Worte des Trostes über den Tod des Kindes zuwarf, ging er.

Doch die verstand ihn nicht; der Hans mußte ihr das erklären. Da hätte sie nun wohl aufschreien mögen, — sie konnte das nicht; langsam sank sie in die Kissen und murmelte: „Jei hatt all dhoun schullt.“ Das meinte der Hans auch und die Muhme und die Alten. Aber der Pfarrer, der doch ein frommer und gerechter Mann war, mußte das besser wissen; sie hielten ihr Urtheil zurück und dachten nicht weiter nach und zürnten nicht.

Der Hans mußte nun dem Pfarrer folgen, der schon wartend auf dem Wagen saß. Schweigend fuhren sie los. Langsam krochen die Westpreußen vorwärts. Was kümmerte das den Hans, daß der Pfarrer ihm öfters zurief, schneller zu fahren. Wenn er auch ab und zu einbieh, er vergaß das bald wieder. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Da hätte er den Weg zur Stadt der Tausche wegen so schön sparen können, auch die drei Mark, die er noch zahlen mußte. Nun kam noch das theure Begräbniß. Aber dazu wollte er den Pastor nicht nehmen. Hätte der die Tausche umsonst gemacht, dann hätte er sich das wohl geleistet. Der Schulmeister machte das doch gerade so gut, wenn nicht besser, billiger jedenfalls — mit diesen bösen Gedanken brachte er den Superintendenten ab.

Der trat wieder mit verbindlichem Lächeln unter seine Gäste und hat um Entschuldigung, daß sie ihn so lange entbehrt. Er sei noch zur rechten Zeit gekommen;

denn kurz nach der heiligen Taufe sei das Kindchen gekorben. Hierauf salbete er — wie er dazu kam, wußte eigentlich niemand zu sagen — wie die Armuth fast alle edleren Gefühle unterdrücke, wie dann aber doch wahre Gottfrömmigkeit, Gottähnlichkeit hervorbreche aus des Menschen Brust, wenn Gottes Hand sichtbar im Unglück sich zeige. Das habe sich ihm jetzt wieder einmal geoffenbart — doch seine Gäste interessirte das sehr wenig; sie waren hier ja nicht in der Kirche; und der lustige Referendar wußte mit einem Male, als der Pfarrer nach einer langen Periode Athem schöpft, das Gespräch auf den nächsten Kasinoball zu bringen, und ehe der Herr Superintendent sich von seinem Stahren erholte hatte, war man schon beim zweiten Tanz, den der Herr Superintendent als geistlicher Herr niemals mitmachte. Und das war gut; denn für die lieben guten Leute, die bei Pastors auf der Gesellschaft sind, paßt solch ein Gespräch nicht; das verdirbt nur den Magen — und des Herrn Pfarrers liebe Mine lockte doch so gut.

Am folgenden Sonntag sah der Hans auf der Galerie in der Kirche; da gab es nämlich ordentlich Parkett, erster Balkon, zweiter Balkon und dritter gleich Galerie, gleich Bullerloge. Aber von hier oben konnte man das Theater gar nicht gut übersehen, zumal wenn man, wie der Hans, nicht gleich in der ersten Reihe sitzt. Und hätte der Herr Superintendent nicht ein solch schönes, lautes Organ, man würde auch von der Predigt nicht viel gehört haben, was wirklich der Fall war, wenn er sich einmal keine große Mühe gab, das heißt nicht schrie. Und dann wurde es hier oben so gemüthlich, so ruhksam. Der Friede, der draußen nicht herrschte, wohnte dann hier, und in seinen Armen nickten und schliefen die Armen des Herrn. Hatten sie doch meistens einen weiten Weg zur Kirche gehabt und hatten sie doch auf die müden Beine die bekannte Stärkung setzen müssen — und das fiel immer in die Augen — sonderbar.

So ging's auch heute dem Hans. Er drüselte. Plötzlich fuhr er auf — das war nicht sein Nachbar, der ihn anstieß, auch nicht sein Vordermann, nein — auch die träumten — sein Name lief durch die Kirche.

„Des Arbeiters Hans Derschlag. Es wird beweint von den Eltern und sechs Geschwistern.“ — Das sechste war das fünftägige Wurm. — Dann hörte er weiter — und das klang sehr schön, — etwas von den Kindern, die von den Engeln zum Vater geholt werden und dort Engel werden.

Der Hans wurde ganz gerührt und weinte vor sich hin und war zugleich doch ordentlich stolz, daß die ganze Gemeinde auf seinen Schmerz lauschte. Das stimmte ihn so mild, daß er sich vornahm, wenn der Klingelbeutel läme, sich nicht lumpen zu lassen und was Tüchtiges hineinzuwerfen.

Als er wieder aufhörte, hörte er ganz fremde Geschichten, was ihn sehr wunderte, Geschichten, die ihn gar nichts angingen.

„Es werden Dankfagungen zu thun begehrt: für die Ehefrau des Malermeisters und Rathsherrn dieser Stadt Herrn Karl Stüwe, die am 9. dieses Monats von einem Knaben unter Gottes gnädigem Beistand glücklich ist entbunden worden. Herr Gott, du hast . . . schwerbedrängten Mütter . . . Stunde der Gefahr . . . danken dir . . . und bitten . . . Knäblein zur Freude seiner Eltern . . . christlicher Erziehung . . .“

Nein, darauf brauchte der Hans nicht aufzupassen. Und doch, nun kamen andere Dankfagungen, von Arbeiterfrauen, so viele, so viele; der Hans bekam ordentlich angst, daß er seinen Namen überhören oder daß der Pfarrer ihn ganz vergessen könnte. Das war aber nicht der Fall; er vernahm ihn ganz deutlich, und der Pfarrer hielt dabei an, merklich an, und verpuffete sich; denn diese geringen Namen hatte er mit aalglatter Zunge heruntergeraffelt. So fiel auf Hansens Namen wieder ein volles Gewicht — auch das gefiel ihm an dem Pfarrer.

„Endlich — hier kam die große Pause, — für die Ehefrau des Arbeiters Hans Derschlag, die am 9. dieses Monats — gerade wie bei Stüwes, dachte der Hans — von Zwillingen . . . unter Gottes gnädigem Beistand glücklich sind entbunden worden.“ — Das „sind“ bezog sich auf alle Frauen vorher — natürlich Arbeiterfrauen. — Nun kamen wieder die Worte, diesmal aber für alle Frauen und viel schneller als bei Stüwes: „bedrängten Mütter — Stunde der Gefahr . . . Gnade, wahre Christen“, das rührte den Hans wiederum; und als der Klingelbeutel dann kam, da griff er tapfer in die Weste und warf das Geld nur so hinein. Aber das fiel nicht gleich durch den Spalt; und so mußte er den Beutel hin und herschütteln, und dabei klingelte er, als wenn er plötzlich Küster in einer katholischen Kirche geworden wäre und beim Abendmahl das begleitende Kling-klang-gloria zu machen hätte. Die Nachbarn sahen den Hans zwar an — das störte ihn aber nicht; er klingelte ruhig weiter, bis das Geld durchgeräuscht war. Auch unten regten sich die Frommen und zürnten der dummen Störung, und ein Herr im Parkett machte einen Wit, das klang wie „zur Deckung der Unkosten.“

Aber was der Hans war, der gab den Köcher ruhig seinem Nachbar und freute sich, als der nur zwei Pfennige hineinlegte, und der andere gar nichts und der vierte auch nichts.

Ja, der Hans freute sich und war mit sich recht zufrieden, und wenn er später mal mächtig prahlen wollte, dann erzählte er, wie er einmal dem Pfarrer einen Dittchen, Neugeld ganze 10 Pfennige, in den Klingelbeutel geworfen. Da staunten denn die andern und nannten den

Hans einen forschen Kerl. Aber das erzählte der Hans nicht, daß ihn zu Hause die Ruhme, der er seinen Heldenstreich vorkühnte, tüchtig heruntergezankelt, da solche Prahlerei ganz unnötig gewesen. Denn der Pfarrer habe Geld genug; er brauche das nicht von armen Leuten. Das leuchtete dem Hans zwar ein; aber er meinte doch, so was wie eine gute Nahrung könne man sich schon was kosten lassen.

Und darin hat der Hans ganz recht, was gar nicht wunders ist: er war ja ein frommer Mann und ein gerechter Mann, der wußte, was er von andern zu verlangen und was er selbst zu thun hatte. Und wer ihm Gutes thut, der wird belohnt — mit klingender Münze. So gehört sich das; denn das sieht jeder und hört jeder und nimmt jeder gern.

## Die Fleisch-Großproduktion der Vereinigten Staaten von Amerika.<sup>1)</sup>

Unter den Erzeugnissen, deren Ueberschuß die Union nach dem Auslande exportirt, nehmen die Produkte der Fleischindustrie und der Milchwirthschaft den dritten Rang ein, denn nur der Baumwolle und dem Mehle stehen diese Produkte im Ausfuhrwerthe nach.<sup>2)</sup>

Die Industrie der Schweinefleisch-Konserven, „Pork Packing“ genannt, ist auch als Industrie genommen, die drittgrößte des Landes. Nach dem Schweinefleisch kommt unmittelbar die Rindfleischindustrie. Der Durchschnittswerth der Ausfuhr an Rindfleisch-Konserven in den letzten zehn Jahren beträgt mehr als 85 Millionen Franks per Jahr, im Jahre 1888 allein betrug diese Ausfuhr 92,200,000 Frs.

### Die Mästung der Thiere.

Der größte Theil des Viehes kommt von den grasigen Ebenen des Texas- und des Indianer-Territoriums, aus dem Staate Kolorado, den Territorien Utah, Montana, Idaho, Wyoming und Neu-Mexiko. Anderes Vieh, welches nicht ausschließlich Weidewiehe ist, kommt aus den getreide-reichen Gebieten von Illinois, Indiana, Kentucky, Iowa, Kansas, Michigan, Nebraska, Minnesota und Dakota.

Die Viehzucht in der Union erfordert große Kapitalien und ein bedeutend rationelles Verfahren wie bei uns, wo man noch nach der „Urdäter“ Weise die Fleischproduktion betreibt. Der größte Theil der von den Konserven-Fabrikanten des Westens gekauften Schweine stammt aus Illinois, Iowa, Kansas, Missouri, Wisconsin, Nebraska, Ohio und Indiana, deren Ueberproduktion an Getreide bekannt ist; der Mais wächst daselbst in solcher Menge, daß es weniger kostet, ihn in Form von Schweinefleisch zum Markte zu senden, als wenn man das Korn selbst verladen würde.

Das Fütterungssystem ist einfach und gewährleistet die notwendige Reinlichkeit. Sobald die jungen Schweine selbst fressen können, werden sie zur Weide getrieben und zu gewissen Tageszeiten auch mit Mais gefüttert. Mit etwa sechs Monaten werden die Schweine von der Weide in einen „Pork“ gebracht und die Mästung für den Markt beginnt. Man nennt sie nicht mehr „pigs“, sondern sie werden als „hogs“ oder Handelschweine bezeichnet. Im Park giebt man ihnen so viel Mais als sie wollen, und reichliche Mengen von frischem, klarem Wasser.

Wenn die Schweine ein Gewicht von 75—175 Kilogramm erreicht haben (wobei einem Gewichte von weniger als 100 Kilogramm der Vorzug gegeben wird), sind die Thiere versandfähig. Der Farmer transportirt sie — je nach der Jahreszeit — auf Karren oder Schlitten zur nächsten Eisenbahnstation und consignirt sie an einen großen Kommissionär in Chicago, Cincinnati oder St. Louis. Die Eisenbahn befördert die Schweine in offenen, gut gelüfteten Waggons; die Thiere werden auf der Reise sorgfältig gewartet, gefüttert und getränkt.

Besondere Vorsicht wird darauf verwendet, sie vor jeder Beschädigung zu schützen. Die Spur eines Peitschenhiebes oder Stockschlages genügt, um die Zurückweisung eines solchen Thieres seitens der Händler herbeizuführen.

Die „Viehparke“ und die Schlachthäuser von Chicago. Chicago ist der Mittelpunkt der Fleischkonserven-Industrie und des damit zusammenhängenden Ausfuhrhandels.

Die „Union Stock Yard and Transit Co.“ (etwa: Viehhofs- und Transport-Gesellschaft) nimmt mit ihren Etablissements einen Raum von 13 1/2 Hektar ein. Die Gebäude der verschiedenen Konservenfabriken stoßen unmittelbar daran und kommunizieren mit dem Stock Yard (Viehhof) bilden aber dennoch ein selbstständiges Viertel, das unter dem Namen „Packing Town“ (Konserven-Verpackungs-Viertel) benannt ist und ebenfalls 13 1/2 Hektar Land einnimmt. Es sind also nicht weniger als 27 Hektar mit Schienenwegen, Parks und Gebäuden bedeckt, welche den verschiedenen Operationen des Transportes, des Schlachtens und der Konserven-Fabrikation gewidmet sind. Der „Stock Yard“ (Viehhof) kann gleichzeitig 25,000 Stück Rindvieh und 66,000 Schweine aufnehmen und weiß für 1888 einen Verkehr von 2,611,543 Stück Rindvieh, sowie 4,921,712 Schweinen auf. Außerdem bestehen große Räume für die Aufnahme von

<sup>1)</sup> In der nachfolgenden Darstellung der amerikanischen Fleischindustrie folgen wir nach dem Wiener „Handelsmuseum“ einer interessanten Broschüre, welche die Regierung der Vereinigten Staaten anlässlich der letzten Pariser Weltausstellung publizirt hat.

<sup>2)</sup> Auf diesem dritten Plage hat sich die Fleischindustrie trotz der 43prozentigen Abnahme erhalten, welche durch die in verschiedenen Ländern erfolgten Einfuhrverbote hervorgerufen wurde. Die Ausfuhr betrug 1881 ca. 523 Millionen Frs., während sie heute nur mehr einen Werth von 300 Millionen repräsentirt.

Schafen, deren im Jahre 1888 1,500,000 umgekehrt wurden.

20 Eisenbahnlinsen münden in den Viehparke. Die „Stock Yard Co.“ ist selbst Eigenthümerin einer zirka 240 Kilometer langen zweigleisigen Gürtelbahn, die alle Bahnhöfe Chicagos untereinander verbindet. Sie hat ihre eigene Wasserleitung, ihre eigene Feuerwehr, ein Hotel mit 300 Zimmern und eine eigene Bank, die mit 3,75 Millionen Francs dotirt ist; diese Bank hat, trotz der sehr niedrigen Viehpreise, im Jahre 1888 einen Geldumsatz von 1250 Millionen Francs erzielt. Des Nachts sind die Viehstände elektrisch beleuchtet und auf das Sorgfältigste überwacht.

Mit Ausnahme des Sonntags beginnen die Zufuhren an Vieh um 7 Uhr Morgens. Von dieser Stunde an bis 4 oder 5 Uhr Abends herrscht eine fieberhafte Thätigkeit. Viehtreiber auf „Bronchos“ (starke Pferde aus Montana) oder texanischen Ponies reitend, durchstreifen die Räume.

Es sind sechs Ausladerampen vorhanden, doch führen in das Innere nur zwei Thore, durch welche alles mit der Eisenbahn einlangende Vieh passieren muß. An jedem dieser Thore steht ein Sanitäts-Inspektor der Regierung. Diese Sanitäts-Beamten sind erfahrene Fleischbeschauer, welche bei Hornvieh und Schweinen sofort konstatiren, ob die Thiere irgendwie krank oder sonst für menschliche Nahrung untauglich sind.

Nach der sanitätspolizeilichen Inspektion nimmt die Stock Yard Co. die Thiere in Empfang, bezahlt die Fracht und stellt das Vieh ein. Der Kommissionär, an welchen die Thiere adressirt sind — im Viehhof sind gegen 200 Kommissionäre etablirt — giebt der Kompagnie seine Aufträge wegen Fütterung und Tränkung und die Gesellschaft befragt beides ebenso wie die Wartung durch ihr eigenes Personal.

Sobald die Thiere in den Ställen sind, werden sie von den Einkäufern der verschiedenen Konserven-Fabriken (vertrauenswürdig und erfahrenen Beamten, die Gehalte zwischen 25,000 und 30,000 Franks beziehen) besichtigt; dieselben bieten den Tagespreis für je 50 Kilogramm; sie haben das Recht, zu wählen und unbedingt jedes Thier zurückzuweisen, welches beschädigt, nicht gesund oder sonst minderwerthig ist. Ein Waagemeister, der die Einkäufer begleitet, überwacht das Abwiegen und prüft das Vieh noch einmal. Es wird immer die ganze Ladung eines Waggons auf einmal gewogen und hierüber ein Waagschein ausgestellt, der als Dokument zwischen Käufer und Verkäufer gilt. Hierauf gelangen die Thiere in die Stallungen zurück.

Der Kommissionär bezahlt der Stock Yard Co. (Viehhof-Gesellschaft) die Fracht, das Futter und Stallgeld, worauf das Vieh an den Käufer ausgeliefert wird. Die Schweine werden auf langen hohen überdeckten Holzgalerien direkt in die Schlachträume der Konservenfabriken befördert; Rindvieh und Schafe werden einfach dahin getrieben. Bei diesem Transport wird jede Gewaltanwendung nach Thunlichkeit vermieden; am Eingange der Schlachthäuser steht der Pavillon des Thierschutzvereines, und dessen Beamte sind jederzeit zur Hand, um Grausamkeiten der empfindlichsten Strafe zuzuführen. In die Fabrikräume der Konservenhäuser dürfen die Thiere nur lebend und auf ihren vier Füßen gehend gelangen.

Von dem Augenblick des Betretens der Fabrikräume an dem einen Ende bis zum Verlassen derselben am anderen Ende in Form von konservirtem, marinirtem oder gesalzenem Fleisch oder in Blechbüchsen, gehen die Thiere durch die Hände zahlreicher Arbeitergruppen, deren jede von einem Partieführer geleitet wird. Es herrscht hier — ganz anders wie im Fleischer-Kleingewerbe — eine hochentwickelte Arbeitstheilung.

### Schlachtung des Hornviehes und Präparirung des Fleisches.

Die zur Schlachtung gelangenden Thiere werden im Schlachthause selbst mehrere Stunden lang eingeschlossen, bis sie völlig ausgeruht sind und jede Spur von Erregung verschwunden ist. Im Sommer werden sie wiederholt mit Wasser bespritzt. Wenn sie erfrischt und beruhigt sind, läßt man sie langsam einen Abhang hinabtreiben, welcher zu einer großen Anzahl Verschlüge führt, deren jeder Raum für einen jungen fetten Ochsen hat, ohne daß sich dieser umbrehen kann. Diese Schlachtzellen sind an beiden Enden mit einem Brett verschließbar; ist das Thier einmal darin, so kommt es nicht mehr lebend heraus.

Ueber jeder Zelle befindet sich ein schmales Gerüst, ungefähr 30 Centimeter oberhalb des Kopfes des Schlachtthieres. Auf diesem Gerüst steht der mit der Hade bewaffnete Schlächter; derselbe wartet einen Moment ab, in welchem das Thier ruhig in einer geeigneten Stellung verharrt, zielt dann genau und verfehlt ihm einen kräftigen Hieb mitten auf die Stirne. Das Thier stürzt laut- und leblos zu Boden.

Das vordere Schlachtbrett der Zelle schiebt sich empor, eine an einer Dampfmaschine befestigte Kette wird rasch um die Hörner geschlungen, und das Thier wird auf die Schlachtrampe geschleift. Dort erhält es einen zweiten Hieb und einen Schnitt durch die Kehle, doch giebt es schon nach dem ersten Hiebe kein Lebenszeichen mehr von sich, höchstens ein Zucken der Gliedmaßen, wenn das Rückenmark durchschnitten wird. Sofort nach dem Durchschneiden der Kehle wird die Kopfhaut abgezogen und nach rückwärts geworfen, der Kopf wird abgeschnitten, eine Kette schlingt sich um die Hinterfüße und das Thier wird an eine Stahltraverse gehängt, unter welcher der Länge nach eine hölzerne Rinne läuft, in welche man das gesammelte Blut abtropfen läßt. Dies dauert etwa 10—15

Minuten und wird — als besonders wichtig — sehr sorgfältig durchgeführt. Sämmtliche Arterien (Pulsadern) sind durchschnitten, und das Thier hängt mit dem Halse nach abwärts; das Blut, welches noch warm zirkulirt, kann daher nicht stocken, wie dies der Fall wäre, wenn der Körper am Boden läge. Es ist besonders hervorzuheben, daß in diesen Schlachthäusern niemals solche Szenen vorkommen, wie in den gewöhnlichen Schlachthäusern des flachen Landes. Die Thiere haben bis zu dem tödlichen Schläge keine Ahnung von ihrem Schicksale und sind dann sofort bewußtlos.

Nachdem das Blut aus dem Körper völlig abgetropft ist, gleitet derselbe an der Stahlfange entlang bis zu dem Platze, wo er ausgeweidet werden soll. Dort wird er auf den Rücken gelegt und vom Schweifende bis an die Kehle aufgeschnitten, die Haut mit einer geschickten Bewegung des Messers nach seitwärts umgelegt. Nun wird das am Kopfe befindliche Fett entfernt und für die Zwecke der später zu erörternden Erzeugung von „Oleo-Vit“ reservirt. Der Körper wird abermals an die Stahlfange gehängt, der Magen und die Eingeweide entfernt, die Haut vollständig abgezogen, worauf der Rückentheile gespalten und das Thier in zwei Hälften getheilt wird.

Diese beiden Hälften werden auf Karren nach einem anderen Platze geschafft, wo das Fleisch gründlich gewaschen, und mit frischer Wäsche trocken und rein abgewischt wird. Hierauf bleibt das Fleisch bis zum vollkommenen Verschwinden der animalischen Wärme im Vorräume der eigentlichen Kühlzimmer. In die letzteren wird es dann gebracht und bleibt daselbst 24 oder 48 Stunden je nach seinem Gewicht. Die größten Fabriken haben vier solche Eisräume, deren jeder 900 Thiere faßt, gewöhnlich werden aber nur 600 Stück eingebracht, um die Luft frei zirkuliren lassen zu können. In diesen Räumen wird eine mittlere Temperatur von 38 Grad Kälte erhalten, welche dadurch erzielt wird, daß kräftige Dampfmaschinen eine Salzlaken-Kältemischung in Röhren pumpen, welche den ganzen Raum durchziehen. Elektrische Lampen beleuchten die Kühlzimmer, in denen die Arbeiter in weißen Blousen thätig sind.

Zwischen den Kühlräumen und dem Perron, auf welchem die Eiwaggons bereit stehen, befindet sich der Expeditions-Saal. Nachdem das Fleisch in sogenannter „Biertel“ geschnitten ist, wird es einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen. Die Eiwaggons sind 9 Meter lang, 2,5 Meter breit und über 2,35 Meter hoch. In einer Höhe von 2 Meter ist das Fleisch an Querstäben aufgehängt. Die Gaten sind in gehörigen Zwischenräumen angebracht, damit die Luft ein jedes Stück völlig bestreichen kann. Jeder Waggon enthält etwa 30 Thierstücke von etwa 325 Kilogramm. Auf dem Dache des Waggons sind vier oder mehr Reservoirs aus galvanisirtem Eisen angebracht, deren jedes 2 Tonnen Eis enthält. Sie werden von außen durch kleine Oeffnungen mit einer Mischung von gestohnem Eis und Steinsalz gefüllt und an bestimmten Stationen wird diese Füllung erneuert. Die geschlossenen Waggons erhalten auf diese Weise eine Temperatur von 3—5 Grad Felsus. Die mit den Reservoirs in Berührung kommende Luft wird kalt und sinkt nach abwärts, während die untere wärmere Luft emporsiegt und oben wieder abgeföhlt wird.

Von dem Umfange der Rindfleischindustrie in Chicago gewinnt man ein zutreffendes Bild, wenn man den Umsatz der vier größten Häuser dieser Branche in Erwägung zieht. Im Jahre 1888 hat das Haus Armour u. Co. rund 561,000 Stück Hornvieh geschlachtet; Swift u. Co. schlachteten bloß zur Erzeugung von präparirtem Fleisch 484,000 Ochsen; Nelson Morris und die Fairbank Co. ließen 468,000, und die Hammond Dressed Beef Co. 220,000 Stücke nur für die Konserven-Erzeugung tödten. Der Gesamtumsatz des Hauses Armour u. Co. betrug 1888 275 Millionen Franks.

Der große Maßstab, in welchem diese Industrie betrieben wird, macht es möglich, auch die geringsten Abfälle — in Folge ihrer großen Menge — zu verwerten. Nichts geht verloren. Die Füße und Köpfe, die früher in der Prairie vergraben wurden, werden zu Leim und Kunstdünger verarbeitet. Hörner und Klauen werden nach den östlichen Staaten versendet, wo hauptsächlich Messergriffe daraus gefertigt werden. Das Blut wird gesammelt, gejotten, getrocknet und zu werthvollem Dünger verarbeitet. Die Därme dienen nach gründlicher Reinigung zur Wursthabrikation; die Abfälle werden gleichfalls als Dünger verwertet; selbst aus den beim Reinigen des Fuhbodens zusammengescharften Nesten wird Wagenschmiere erzeugt. Die Häute werden an die Lederfabriken abgegeben.

Die Leim- und Düngerfabrik der Firma Armour u. Co. bedeckt allein ein Terrain von 4 Hektar und beschäftigt 400 Arbeiter. Sie versandte im Jahre 1888 2 1/2 Mill. Kilogramm Leim, 6 Mill. Kilogramm Kunstdünger und 1 1/2 Mill. Kilogramm Schmiere.

### Die Zigarrenindustrie in Baden.

Die Zigarrenarbeiter in ganz Deutschland befinden sich augenblicklich in einer recht elenden Lage und sind die Versuche, sich durch „Selbsthilfe“ aus diesem Elende einigermaßen herauszuarbeiten, meistens gescheitert. Die gewerkschaftliche Organisation hat sich dazu als unzureichend erwiesen, obgleich die Zigarrenarbeiter ziemlich gut für deutsche Verhältnisse organisiert sind, und man vielfach mit Opferruth und Ausdauer in den Lohnkampf ging, auch keinen nennenswerthen Zugang zu beklagen hatte. Hieraus ergibt sich die Annahme, daß irgend...

Gewerbe ein fauler Punkt sein muß, der die Verhältnisse so beeinflusst, daß selbst energisch unternommene, mit Ausdauer weiter geführte und gut geleitete Anstrengungen der Selbsthilfe nichts mehr nützen.

Diesen wunden Punkt zeigt uns der Bericht des Großherzoglich Badischen Fabrikinspektors, Herrn Wörrishoffers, in klarer Deutlichkeit.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, auf die Berichte dieses Herrn hinzuweisen. Er ist wahr, beobachtet scharf und nach möglichst wissenschaftlicher Methode und scheut sich nicht, die erkannten Ergebnisse seiner Forschungen auszusprechen, auch wenn sie den kapitalistischen Ohren nicht angenehm klingen. Ihn befeelt offenbar das ernste Streben, sein Amt, dessen hohe Aufgaben er richtig erkannt hat, gewissenhaft zu verwalten und die Armen und Elenden nach Kräften zu schützen, soweit seine Macht reicht.

Dabei ist seine Anschauung aber durchaus in die engen Grenzen der alten absterbenden Wirtschaftsordnung eingeschlossen, auch fehlt ihm sichtlich der Blick über die Grenzen seines Amtsbezirktes hinaus.

Wir finden nicht eine Silbe in seiner sonst sehr beachtenswerthen Studie:

„Die soziale Lage der Zigarrenarbeiter im Großherzogthum Baden“, aus welcher sich ersichtlich macht, daß Herr Wörrishoffer nun auch die Einwirkung der badischen Zustände auf die Gesamtlage der deutschen Zigarrenarbeiter in den Kreis seines Denkens gezogen hat. Daß eine solche Einwirkung aber stattfinden muß, geht aus dem Umstande hervor, daß Herr W. selbst anführt, daß die Badische Zigarrenindustrie etwa den vierten Theil der Zigarrenindustrie des gesammten deutschen Reiches darstellt, also durchaus keine zu vernachlässigende Größe ist, wenn es sich um die Lage der deutschen Gesamtindustrie handelt.

Die Lohnverhältnisse der Badischen Zigarrenarbeiter müssen die Lohnverhältnisse bis nach Bremen und Hamburg hin beeinflussen, da der Wettbewerb auf dem Weltmarkte in der heutigen Wirtschaftsweise die Unternehmer zwingt, sich den billigsten Bedingungen anzupassen. Wenn in Baden auch nur die geringeren Zigarrensorten gearbeitet werden, so bilden diese doch an und für sich den größten Theil der Herstellung überhaupt, und dann wird der Preis der besseren Arbeit ohne jeden Zweifel von diesem Grundpreise mit beeinflusst. Der Preis zu dem ein ganzes Viertel einer Waarengattung hergestellt wird, muß bestimmend sein für den Preis, zu dem die anderen drei Viertel geliefert werden.

Nun sind es zwei ganz verschiedene Dinge, die Mark, die als Arbeitslohn in der Waare steckt, und die Mark, die der Arbeiter als Arbeitslohn erhält.

Die erstere Mark hat einen Weltwerth. Sie bedeutet in London, in Hamburg, in Berlin ebenso viel, wie in dem kleinsten badischen Dorfe. Sie ist eine Rechnungsgröße des Kaufmanns, nach der er den Handelswerth der Waare berechnet. Eine Waare die in Baden für 10 Mark hergestellt ist, bringt für 11 Mark verkauft überall 10 pCt. Gewinn, ebenso gut wie eine Waare, die für 10 Mark in Berlin hergestellt ist.

Die 10 Mark gezahlter Lohn haben in einem badischen Dorfe aber einen viel höheren Werth für den Arbeiter als in Berlin.

Der Markt fragt nach diesem letzteren Umstande nicht. Er sagt, die Waare wird dort zu dem Preise hergestellt, folglich kann ich auch hier nicht mehr zahlen. Das verbietet der Wettbewerb. So muß also die Erschließung billiger Arbeitskräfte an einem Orte, die Lage der Arbeiter des ganzen Industriezweiges verschlechtern.

Dieser Umstand finden wir in dem Berichte des Herrn Wörrishoffers mit keiner Silbe erwähnt.

Doch gehen wir jetzt zu den Thatfachen, die Herr Wörrishoffer angiebt, und knüpfen wir an diese unsere weiteren Betrachtungen an.

Die Lohnfrage hat Herr W. mit redlicher Sorgfalt so genau ergründet, als es irgend möglich war. Es wird in Afford als Regel gearbeitet.

Die Affordpreise stellen sich folgendermaßen:

Für die Zigarrensorten, wie sie hier den ganz überwiegenden Theil der Produktion bilden, wird für den Bidel M. 1,40—1,70 und für das Rollen der Zigarren M. 3,20—3,60, also zusammen M. 4,60—5,30 für 1000 Stück bezahlt. Nur an einigen Orten stehen die normalen Preise 20—40 Pf. für die genannte Menge niedriger, und außerdem wird den Beihilfen wegen des Verderbens von Tabak etwa 1 Jahr lang ebenfalls ein etwas niedrigerer Preis als der übliche bezahlt. Für bessere Sorten, welche aber nur einen kleinen Theil der Gesamtproduktion ausmachen, steigen die Preise bis auf 7 Mark für 1000 Stück Bidel und Zigarren zusammen.

Höhere Preise kommen selten vor. Es gilt aber schon ein Herstellungspreis von 6 Mark für gut bezahlte Arbeit. Die niederen Affordpreise für dieselbe Arbeit an einzelnen Orten rühren theils von dem Angebot billiger Arbeitskräfte, theils von der Verwendung besserer, die Arbeit erleichternder Deckblätter her.

Das Ausrippen des Tabaks und das Zusammenpacken der so gewonnenen Deckblätter wird theils in Afford, theils in Tagelohn meist von älteren Frauen vorgenommen, welche sonst nicht mehr viel verdienen können. Als Tagelohn wird 1—1,30 Mark bezahlt, in Afford 3—5 Pf. für das Pfund, wobei auch nicht mehr als der Tagelohn verdient wird.

Das Sortiren wird fast nur in Afford vorgenommen. Es ist leichter, wo es die Sutte ist, den Tabak zu färben, und mühsamer, wenn, wie es meist der Fall ist, der Tabak seine natürliche Farbe behält.

Im ersteren Falle wird meist 28—30 Pf., im letzteren für gewöhnliche Sorten 45—50 Pf., für bessere bis zu 1 Mark für 1000 Stück bezahlt. Die Sortirerinnen haben meist einen sehr guten Verdienst, und es kommt mitunter vor, daß ihre Arbeit sich so leicht gestaltet, daß sie nahezu das Doppelte eines fleißigen Zigarrenmachers verdienen.

Natürlich wird dann schlenzig der Affordpreis heruntergesetzt, da hier wie überall sonst nur beabsichtigt ist, die Arbeiter durch die Affordform gerade um so viel

mehr verdienen zu lassen, daß sie dieselbe den Tagelohn vorziehen. Es ist aber nicht beabsichtigt, den Arbeiter um so viel mehr verdienen zu lassen, als er mehr leistet, als ein Tagelöhner. Es werden daher, was besonders auch von der Verstellung der Zigarren gilt, die Affordpreise nicht nach den Herstellungskosten der Arbeit in Tagelohn normirt und es flieht der größte Theil des aus dieser Arbeitsform erwachsenden Vorteils nicht den Arbeitern, sondern dem Arbeitgeber, oder vielmehr wegen der vorhandenen großen Konkurrenz unter den Produzenten, den Zwischenhändlern, hauptsächlich aber dem Publikum zu.

Die seit gedruckten Sätze nehmen wir als ein amtliches und unparteiisches Urtheil über den Werth der Affordarbeit zu den Akten. Wir werden darauf gelegentlich zurückkommen. Der Satz: Affordarbeit ist Mordarbeit! hat hier seine amtliche Beglaubigung. Was aus dem Arbeiter herausgequetscht wird, kommt nicht ihm, sondern anderen zu Gute. Wem? das kann dem Arbeiter gleichgültig sein. Es ist die Affordarbeit eine „Theilerei“ anderer in den Arbeitsertrag des Arbeiters, bei der er selbst leer ausgeht.

Herr Wörrishoffer, dem wir für diese kräftige und wahre Kennzeichnung der Affordarbeitsform herzlich danken, fügt nun noch hinzu, daß ein fleißiger Arbeiter an einem Tage bis zu 700 Stück Zigarren mittlerer Qualität rollen oder 800 bis 850 Bidel machen kann. Hieraus ergibt sich ein Arbeitsverdienst für den Zigarrenmacher von höchstens 2,50 M., der Bidelmacher kommt höchstens auf 1,20 M. Tagelohn. In einem einzigen Falle hat Herr W. beobachtet, daß ein kräftiger und gewandter 17-jähriger Junge 1000 Bidel besserer Qualität zu 1,70 M. herstellte.

Das sind die Grundlagen, auf welchen sich die soziale Lage von einem Viertel der deutschen Zigarrenherstellung aufbaut. Unter diesen Bedingungen arbeiteten im Großherzogthum Baden im Jahre 1889 in 375 Fabriken 18 737 Arbeiter, außerdem in 71 Hausindustriebetrieben noch 182 Personen. Unter „Hausindustrie“ versteht Herr Wörrishoffer nur solche Betriebe, in welchen ganz ausschließlich Familienangehörige beschäftigt werden. Die Beschäftigung auch nur einer einzigen fremden Person reißt den Betrieb in die „Fabrikbetriebe“, die unter die Verordnung des Bundesrathes vom 9. Mai 1888 fallen in bezug auf Beschaffenheit der Arbeitsräume.

Die Zahl der Fabrikarbeiter (18 737) vertheilt sich folgendermaßen:

Erwachsene männliche Arbeiter 4656 oder 24,85 pCt., erwachsene weibliche 9866 oder 52,65 pCt., also noch einmal so viel als männliche. Von diesen erwachsenen weiblichen Arbeiterinnen sind verheirathet 3683, also etwas mehr als ein Drittel.

Jugendliche männliche Arbeiter von 12 bis 16 Jahren sind 1618 oder 8,65 pCt., weibliche 2597 oder 13,85 pCt. beschäftigt gewesen. In Bezug auf das Alter der Arbeiter wurden Erhebungen in 37 Fabriken mit 3971 Arbeiter gemacht.

Diese ergab ein sehr beachtenswerthes Ergebnis. Es ist dies die äußerst geringe Zahl der Arbeiter über 40 Jahre, während die Zahl bis nahe zu diesem Alter steigt.

Es sind ohne Rücksicht auf das Geschlecht:  
12—16 Jahre alt 22,95 pCt. Arbeiter,  
16—20 " " 24,08 " "  
20—40 " " 44,62 " "  
40—60 " " 8,35 " "

Ueber 60 Jahre sind von den gezählten 3971 überhaupt nur 17 Personen alt. Der Abfall wird noch erschütterlicher, wenn man die Personen von 40—60 Jahren trennt, so sind alt

40—50 Jahre 6,59 pCt.  
50—60 " nur 1,76 "

Nach den Untersuchungen des Herrn Wörrishoffer tritt 1/3 der jugendlichen Arbeiter mit dem 12. Lebensjahre, 2/3 mit dem 14. in die Fabrik ein. Er nennt dies mit Recht in Bezug auf die Kinderbeschäftigung ein ungünstiges Verhältnis.

Mit dem 40. Jahre ist die Beschäftigung in der Zigarrenfabrik in der Regel abgeschlossen. Vom 35. Jahre an nimmt der Verdienst ab, weil die Finger die zu schneller Arbeit nöthige Gelenkigkeit nicht mehr haben. Die Arbeiter können dann den sich steigenden Anforderungen an die Qualität der Arbeit nicht mehr genügen und man wünscht auch in den Fabriken die Arbeiter mit zurückgehendem Verdienst nicht.

Die alten Arbeiter ziehen sich dann von der Arbeit zurück, indem sie sich von den Kindern ernähren lassen. Diese werden deshalb möglichst früh in die Fabrik geschickt und legen so den Grund zum frühen Siechthum auch der kommenden Generation.

Wir werden in einem folgenden Aufsatz zeigen, woher hier die billigen Arbeitskräfte kommen, wie die Industrie zum Vortheil des Kapitals und zum Schaden des Volkswohls die Verhältnisse ausnußt.

### Zur bürgerlichen Frauenbewegung.

P. E. Wir haben bereits öfter auf die skandinavische Frauenbewegung und auf die Literatur, welche mit ihr zusammenhängt, hingewiesen.

Eine besonders interessante Erscheinung aus diesem Literaturleben ist August Strindberg. Wie die Werke Ibsens und Björnsens, sind auch die seinigen sehr wichtig für die Bewegung, welche durch die Literatur ja sehr wesentlich beeinflusst wird.

Freilich stehen sie in einem andern Verhältnis zu ihr, wie diejenigen von Ibsen und Björnsen. Jene sind

die Dichter der vorwärts drängenden, dieser der Dichter der rückwärtsgehenden Bewegung; jene fördern sie enthusiastisch, dieser kritisiert sie höhnisch.

Die skandinavische Frauenbewegung ist rein bürgerlichen Charakters; das Proletariat kommt bei ihr gar nicht in Frage. Das Interesse, das wir an ihr nehmen, kann also kein thätiges sein; wir werden uns auf das Studium beschränken — um zu lernen.

Wie alle bürgerlichen Idealisten, so hatten auch Ibsen und Björnson geglaubt, zur Lösung einer Frage, wie die Frauenfrage, gehöre nichts als ein guter Wille und eine gute Einsicht. Dann werde man die Sache schon machen.

Bei Strindberg kommt das Bürgerthum zur Einsicht, daß es mit dem guten Willen noch nicht gethan ist, und auch nicht mit der Einsicht, selbst wenn sie richtig wäre. Die Welt läßt sich eben nicht verbessern; und der Fortschritt kann nicht gemacht werden, er muß sich entwickeln. Die Frauenbewegung machte Fiasko.

Strindberg sät Schadenfroß dem bestürzten Spießbürger die Thatfache des Fiasko recht lebhaft zu Gemüthe. Er wird nicht müde, den Unsinn der spießbürgerlichen Utopisten aufzuweisen, den Unsinn: eine Menschenart, die bisher in ganz andern Verhältnissen und Bedingungen gelebt, durch eine lange geschichtliche Entwicklung sich an diese Verhältnisse und Bedingungen akklimatisirt hat — die mit einem Male aus dem Boden zu reißern und in ganz neue Umstände zu verpflanzen.

Vor einigen Tagen ist ein neues Drama von ihm überfetzt und in Reklams Universalbibliothek herausgekommen: „Fräulein Julie.“

Fräulein Julie ist die Tochter des Hauses; sie und ihr Vater, der Graf sind die Einzigen der Familie. Sie ist verlobt gewesen, aber in Folge ihrer hysterischen Verwundtheit hat ihr Bräutigam die Verlobung aufgelöst; sie hatte ihn wie einen Hund über die Reitpeitsche springen lassen.

Es ist Johannisnacht, die in den skandinavischen Ländern festlich begangen wird. Der Vater ist verreist, und die Untergebenen vergnügen sich mit Tanzen. Fräulein Julie, ihren unberechenbaren Launen folgend, mischt sich unter das Fest, und tanzt besonders viel mit ihrem Bedienten Jean, so daß die Leute schon anfangen, Späße über sie zu machen. Jean entgeht ihr in die Küche; sie folgt ihm. Sie meint, sie braucht sich vor den „Leuten“ und vor ihrem Bedienten nicht zu genieren. Halb aus wirklicher Geilheit, halb aus dummen Uebermuth regt sie den Bedienten sinnlich auf durch allerhand Koketterien. In dem Bedienten kämpfen bereits die sinnlichen Gelüste mit dem Respekt. Zu allem Unglück kommen die übrigen Leute nach der Küche; und damit sie nicht das Fräulein mit dem Bedienten zusammen finden, flüchten die Beiden sich in eine Kammer. Hier geschieht denn, was geschehen muß; sie unterliegt dem Mann. Als sie wieder aus der Kammer herauskommen — nimmt sie eine Puderquaste und pudert ihr Gesicht.

Nach einem solchen Vorgang können sie nun nicht mehr im Haus bleiben; denn natürlich werden sich, ganz abgesehen von den „Folgen“, an diese erste Liebesnacht weitere reihen, bis sie entdeckt werden.

Er macht ihr den Vorschlag, zu fliehen. Sie sollen nach Oberitalien gehen und dort ein großes Hotel gründen. Dann werden sie viel Geld verdienen, sie werden die Fremden gehörig rupfen; „ich bin heute Bedienter, aber nächstes Jahr bin ich Proprietär, in zehn Jahr Rentier, und dann reise ich nach Rumänien und lasse mich delotiren, und kann — merken Sie wohl, ich sage kann — als Graf enden.“

Das Fräulein neigt sich bald hierhin, bald dorthin; sie ist wie ein Kind, unselbständig, launenhaft und dumm. Endlich, nach langem Schwagen, willigt sie ein, mit ihm zu reisen. Sie bricht den Schreibtisch ihres Vaters auf und stiehlt ihm so viel Geld, wie sie nöthig zu haben glaubt, dann nimmt sie ihren — Zeig im Vogelbauer in die Hand und ist reisefertig.

Jean: Kann? Sollen wir auch noch den Vogelbauer mitnehmen? Sie sind rein verrückt! Lassen Sie den Vogel da!

Julie: Nein, ich lasse ihn nicht in fremden Händen zurück. Töbte ihn dann lieber!

Jean: So geben Sie das kleine Ding her, ich werde ihm den Hals umdrehen.

Julie: Ja, aber ihm nicht wehe thun! Nicht — nein, ich kann es nicht!

Jean: Her damit, ich kann's!

Julie: (Nimmt den Vogel aus dem Bauer und küßt ihn). O, mein Sennchen, sollst du durch deine eigene Herrin sterben?

Jean geht zum Hachloek und schneidet den Vogel den Hals ab.

Julie: Töbte auch mich! Töbte mich! Wenn du ein unschuldiges Thier schlachten kannst, ohne daß dir die Hand bebt! O ich hasse und verabscheue dich. Zwischen uns steht Blut. Ich flüchte der Stunde, da ich dich sah, ich flüchte der Stunde, da ich geboren wurde.

Dem armen Jean bleibt keine Möglichkeit weiter, sie los zu werden. Er entschließt sich kurz: er drückt ihr ein Rasirmesser in die Hand befiehlt ihr, sich die Kehle abzuschneiden.

— Selbst diejenigen Schriftsteller, welche am strengsten das Prinzip verfolgen, „naturwahr“ zu schreiben, können ja doch nie schreiben, wie die Dinge in der Natur sind. Er kann sie doch immer nur beschreiben, wie sie ihm erscheinen, nicht, wie sie sind. Wie sie ihm erscheinen, das richtet sich aber nach seinen Anschauungen. Aendern sich die Anschauungen, so ändert sich die Weise, wie die Dinge erscheinen.

Ibsen erdient das bürgerliche Weib als Nora; Strindberg erscheint es als Julie. Das bedeutet, daß sich die Anschauungen über die Weiber geändert haben; die Anschauungen haben sich geändert unter dem Eindruck des Fiasko, welches die bürgerliche Frauenbewegung gemacht hat.

Ibsens Weib ist das Weib mit „natürlichem Verstand“, ehrlichem, energischem Willen, Idealismus, Geradheit, „naivem“, „richtigen“ Gefühl.

Strindbergs Weib ist dumm, gemein, einfältig, schwach, feige, brutal, hinterlistig, kindisch, launenhaft, unberechenbar und was man sonst noch sagen will.

Es hatte sich eben herausgestellt, daß die Weiber der Aufgabe nicht gewachsen waren, welche die spießbürgerlichen Emanzipationsphrasen ihr vorhielten — wie kein Mensch einer „Aufgabe“ gewachsen sein kann. Es ist ein Unsinn, den Menschen Aufgaben zu stellen, denn alles ist Produkt einer Entwicklung, welche ganz unabhängig von den Aufgabenstellern ist. Natürlich konnten die bürgerlichen Weiber nicht thun, was von ihnen verlangt wurde; denn sie existirten ja für ganz andere soziale Verhältnisse, als die geforderten waren.

### Gewerkschaftliches, Vereine.

**Kongress preussischer Eisenbahnarbeiter.** Kollegen! Von verschiedenen Seiten gedrängt, halten wir es für unsere Pflicht, alle in königlich preussischer Eisenbahnbetriebe beschäftigten Arbeiter anzusprechen, ihr Theil dazu beizutragen, die gesammte Kollegenschaft zu einem gemeinsamen Ganzen zu vereinen. Dies kann nur durch gemeinsamen Meinungsaustrausch geschehen, und zu diesem Zwecke müssen die Kollegen begn. die von ihnen gewählten Vertreter sich an einem Orte zusammenfinden, um gemeinsam über Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Lage zu berathen. Nach Rücksprache mit verschiedenen Kollegen haben wir die Tage vom 1. bis 3. Pfingstfesttag dieses Jahres festgesetzt und als Ort Magdeburg auserwählt. Als vorläufige Tagesordnung sind folgende Punkte festgesetzt:

1. Die allgemeine Lage unseres Gewerbes.
2. Wodurch können wir bessere Lohn- resp. Arbeitsbedingungen erzielen?
3. Die Nothwendigkeit der Organisation. § 152 der Gewerbeordnung.
4. Auflösung der Pensionskassen.
5. Auszahlung des Lohnes in jeder Woche.
6. Bildung von Arbeiterauschüssen.
7. Verschiedenes.

Wir erwarten, daß sich alle Kollegen durch Delegirte auf demselben vertreten lassen, mag auch der Ort noch so klein sein, alle müssen eine Ehre darin suchen, auf dem ersten wirklichen Kongress aller in königlich preussischen Betriebsbetriebe beschäftigten Arbeiter vertreten zu sein. Um die Mittel für eine Vertretung aufzubringen, empfiehlt es sich an den einzelnen Orten freiwillige Sammlungen unter den Kollegen vorzunehmen. Kollegen! Scheut nicht die geringen Opfer, die Euch durch die Entsendung eines Delegirten auferlegt werden, bedenkt, daß wir nur durch eine Vereinigung sämmtlicher Berufsgegenossen im Stande sind, auch für uns bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, mit einem Worte, ein menschenwürdiges Dasein zu erringen.

Denjenigen Orten, welche trotzdem nicht im Stande sind, aus eigenen Mitteln einen Delegirten zu entsenden, machen wir den Vorschlag, sich durch einen Kollegen aus Magdeburg vertreten zu lassen. Sie wollen sich zu diesem Zwecke mit dem Kollegen Richard Kahlmann in Magdeburg, Kaiserstr. 109, von 4 Treppen, in Verbindung setzen, der auch alle nähere Auskunft über den Kongress, die Bahnen dazu u. s. w. ertheilt.

**Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Ravensberger Spinnerei** befinden sich im Streik. Die Spinnerinnen verdienen M. 8,50—9,50, Abschneiderinnen M. 6,00—7,50 (darunter befinden sich Mädchen bis zu 23 Jahren). Für die Arbeitskraft der Kinder zahlt man 35 Pf. bei 5 1/2 stündiger Arbeitszeit pro Tag. Wir bitten uns nach Kräften unterstützen zu wollen, damit der Sieg unser wird. Briefe und Sendungen sind zu richten an August Wisbar, Sadowastr. 8, Bielefeld.

**An die Maurer Deutschlands** und der angrenzenden Länder. Werthe Kollegen! Zwischen der hiesigen Geiellenschaft und den Unternehmern unseres Gewerks sind ernste Differenzen ausgebrochen. Ertere hat folgende Forderungen gestellt: 9 stündige Arbeitszeit und 65 Pf. Stundenlohn. Die Unternehmer haben sich dahin geignigt, diese berechtigten Forderungen der Gesellen nicht zu bewilligen, und es dabei auf einen Ausstand ankommen zu lassen. Die Maurerschaft Hamburgs muß nun zeigen, daß ihre im Frieden erstarrte Organisation und Disziplin auch im Kampfe sich bewährt. Dazu aber ist erforderlich: die strengste Abhaltung des Junges nach hier. Die Maurer Hamburgs haben ein wohlverdientes Recht, diesen Anspruch zu erheben. Viele Jahre hindurch haben sie alle zu einem allgemeinen Ausstand führenden Differenzen zu vermeiden gewußt; sie haben sich im Interesse der kämpfenden Kollegen an anderen Orten, im Interesse der ganzen Bewegung alle mögliche Zurückhaltung auferlegt; auf Hunderttausende von Mark berechnen sich die Summen, die sie selbstlos, erfüllt von wahren Solidaritätsgefühl, aufwendend haben zur Unterstützung streikender Kollegen und anderer Arbeiter allerorts, sowie für die Förderung unserer gewerkschaftlichen Bewegung und der Arbeiterbewegung überhaupt. Stets hat die Hamburger Maurerschaft sich als eine der festesten und zuverlässigsten Stützen dieser Bewegung erwiesen. Jetzt, wo sie selbst genöthigt ist, aus der Reserve hervorzutreten, darf sie wohl mit vollem Rechte fordern, daß ihr der Kampf durch strengste Abhaltung des Junges erleichtert wird. Binnen wenigen Tagen müssen die Gewerkschaften in Deutschland und den angrenzenden Ländern über die Situation hier am Orte unterrichtet sein. Von Bau zu Bau, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land muß die Parole klingen, daß kein Maurer nach Hamburg kommt oder sich durch Vorspiegelungen irgend welcher Art verleiten läßt, hierher zu kommen. Die Hamburger Maurerschaft wird's Euch Dank wissen! Hamburg, den 7. Mai 1890. Der Vorstand.

**An die Arbeiter der Maschinenfabriken.** In der letzten Zeit ist in 26 Maschinenfabriken von Prag und Umgebung der Streik ausgebrochen. Wir ersuchen alle in- und ausländischen Arbeiter der Maschinenfabriken, uns in diesem Krisenstadium zu unterstützen. Anfragen, sowie etwaige Geldsendungen an Albert Siega, Lieben bei Prag.

**Gera, den 5. Mai.** Die Kasperte der Weber und Weberinnen dauert fort, auch unser Stadtrath hat bereits gezeigt, wie er es meint. So ist das Stehenbleiben, sowie das Auf- und Abgehen vor den Fabriken verboten, Zuwiderhandelnde sollen wegen Unjug bestraft werden. Tatsächlich sind einige Männer arretirt worden. Ferner ist das Einsammeln von Geldern zur Unterstützung der Ausgesperrten vom Stadtrath verboten. Trotz alledem ertragen die Ausgesperrten alles dies mit gutem Humor. Die Stimmung ist ausgezeichnet. Ueberläufer sind ganz vereinzelt Sendungen an G. Vogel, Karlstr. 1. Gera (Reuß).

### Empfehlung!

Unterzeichneter empfehle sich zum Verkauf der selbstverfertigten **Portraits von Bebel und Liebknecht in Seide gewebt.** Da dieselben gut ausgeführt sind, weder vergilben noch ausbleichen, so hoffe ich auf Unterstützung bei diesem Unternehmen. Preis pro Bild **75 Pf.** in Dtz. 25 pCt. Rabatt excl. Porto gegen Nachnahme. Diese Bilder liegen in Berlin in der Expedition der „Volkstribüne“ zur Ansicht aus.

**Ernstthal Ost-St. b. Chemnitz.**  
**Herm. Henker.**

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.** 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.  
**Herrmann Wuttke,**  
Friedrichsbergerstr. 20, pt.

**W. Gründel's Restaurant**  
(früher: N. Wendt)  
Dresdenerstraße 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.  
Reichhaltiger Frühstück, Mittag- und Abendtisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.  
2 Billards und Regelbahnen. — Saal zu Versammlungen.  
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

**Albert Auerbach,**  
Berlin S., Kottbuser Damm 7.  
**Schuh- und Stiefel-Lager**  
für Herren, Damen und Kinder.  
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

### Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 17. Mai,

im „Konzerthause Sanssouci“, Kottbuser Straße Nr. 4a

### Tanz-Kränzchen.

Billets hierzu sind bei folgenden Herren zu haben: Fests, Stallschreiberstraße 43a; Millarg, Lehrterstr. 22 II; Apelt, Sebastianstr. 27/28; Wende, Wienerstr. 37 II; Schmidt, Fürbringerstr. 25, Hof I, bei Wiebeholz; Schade, Mühlendörferstr. 64; Glöck, Lanfängerstr. 52, III; Biedemann, Wendenstr. 2, IV; Dahlgrün, Adalbertstr. 96, Quergeb. IV, bei Bomba; Haberland, Reichenberger Straße 161 II; Miete, Adalbertstr. 9 IV; Ronien, Kreuzbergstr. 3, Quergeb. III. Ferner sind find auf allen Jahrestellen des Vereins Billets zu haben.  
Um zahlreichen Besuch ersucht

Der Vorstand.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

### Uhrenfabrik

von **Max Busse**

157. Invaliden-Strasse 157,

neben der Markthalle.

verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet. Grosso Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

**Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren** zu fabelhaft billigen Preisen.

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

**Die Buchhandlung und Buchbinderei v. R. Kohlhardt,**

34, Mariannen-Strasse 34,

empfehlen allen Bekannten ihre Schriften und Bilder.

### Frankfurt a. M.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle ich die „**Berliner Volks-Tribüne**“ und ganz besonders die „**Berliner Arbeiterbibliothek**“.

1. Serie 12 Hefte. Preis pro Heft 15 u. 20 Pf.
1. Heft: Ein sozialistischer Roman. 2. Heft: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung.
3. Heft: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. 4. Heft: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. 5. Heft: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. 6. Heft: Die Hausindustrie in Deutschland. 7. Heft: Junker und Bauer. 8. Heft: Die wirtschaftlichen Umwälzungen und die Entwicklung der Sozialdemokratie. 9. Heft: Die marx'sche Werththeorie. 10. Heft: Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. 11. Die soziale Frage auf dem Lande. 12. Heft: Internationale Arbeiterschutzgesetzgebung.

Möchte jeder Genosse dazu beitragen, daß die Bibliothek jeder Arbeiter bekommt, denn unsere Lösung muß sein: immer mehr Licht.

S. Faust,  
Schäfergasse 15, 4 Tr.  
Frankfurt a. M.

### Kleider-Bazar

**Reichenbergerstr. 149** an der Mantelstr.  
empfehlen Herren-Anzüge von 10—36 M., Sommer-Paletots von 12—30 M., Hosen von 3—12 M., Knaben-Anzüge, Drills, Barch- und Turinisch-Jaquets zu sehr billigen Preisen. Bestellungen nach Maß werden unter Aufsicht unseres Meisters Herrn Ignaz Weiland brillant ausgeführt.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein **Cigarren-Geschäft.**

Carl Lehmann,  
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain